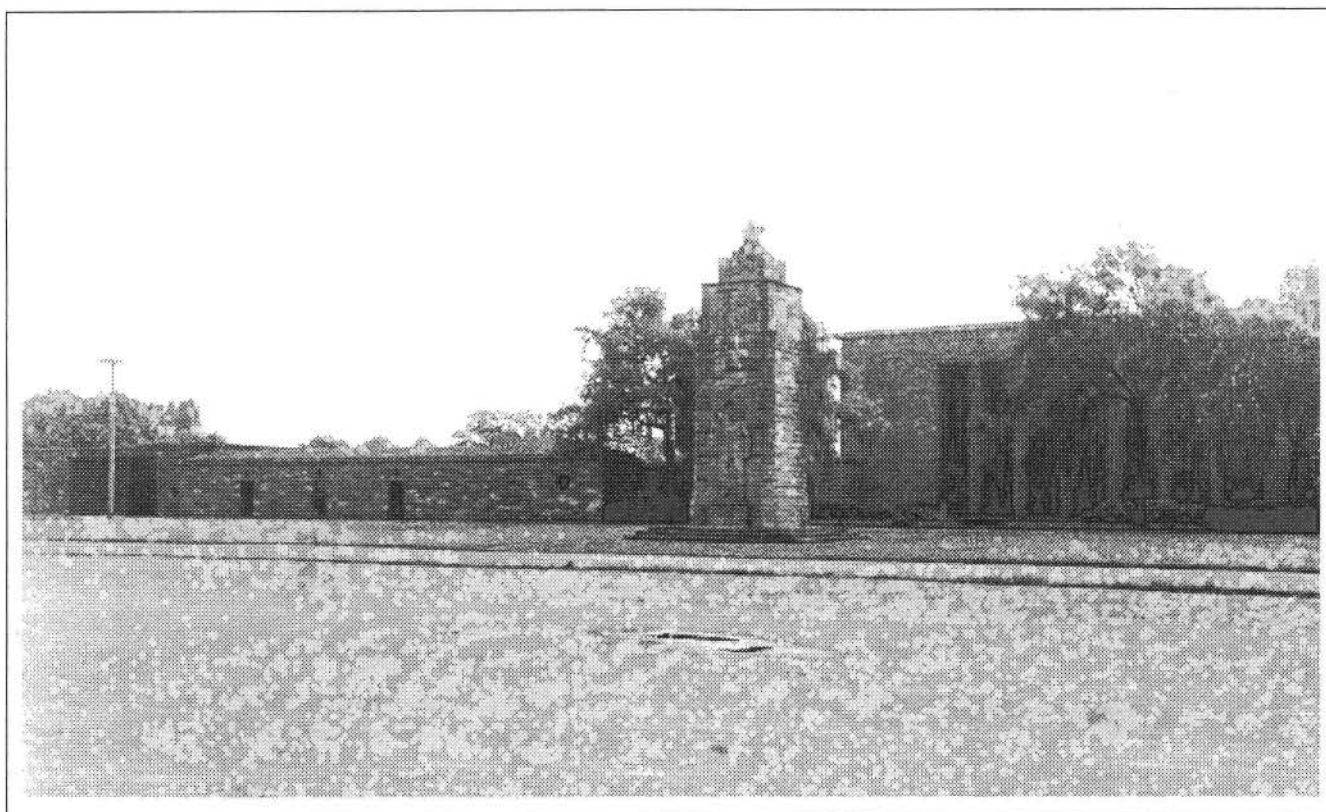


BOCHUMER ZEITPUNKTE



Beiträge zur Stadtgeschichte, Heimatkunde und Denkmalpflege Nr. 7



- 3 *Hans H. Hanke*
Wo wir die Russen einmal reingelegt haben
- 6 *Eberhard Brand*
Nomen est omen - Wie die Goethe-Schule wirklich zu ihrem Namen kam
- 10 *Hans H. Hanke*
Das Kaufhaus Kortum und die Kunst
- 13 *Hans H. Hanke*
Nierentisch und Hula-Hoop
- 15 *Martin Beilmann*
Der Chinesische Garten an der Ruhr-Universität Bochum
- 19 *Arnd Kluge*
Heimatgeschichte und Heimatgeschichtsschreibung heute

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser !

Die Geschichte einer Stadt lebt nicht zuletzt von gegenständlichen Überlieferungen, die vor allem in Form von Architektur das Bild prägen. Die Denkmalschutzgesetzgebung trägt daher dem Gedanken Rechnung, dass die historische Bausubstanz mit ihrem identitätsstiftenden Charakter ein zu bewahrendes Gut ist. Da der Wert eines Baudenkmals sich aber nicht nur an der äußeren Hülle, sondern gerade auch an der inneren Ausstattung bemisst, werden explizit auch solche Merkmale bei der Bewertung zu Grunde gelegt. Aus gegebenem Anlass befasst sich das vorliegende Heft der Bochumer Zeitpunkte vorrangig mit der Bochumer Denkmalpflege, über die es neben Positivem leider auch einiges Negatives zu berichten gibt. So wurden im Zuge des in Art und Weise scharf zu kritisierenden Umbaus des Kaufhauses Kortum entgegen entsprechender Anordnungen der Denkmalbehörden Ignatius Geitels Cafeteria-Fenster weitgehend zerstört und damit ein herausragendes Beispiel künstlerischer Glasornamentik der 50er Jahre in Bochum beseitigt. Dass damit eine unrühmliche Tradition vergangener Tage fortgesetzt wird, verdeutlicht die Geschichte des russischen Denkmals am Freigrafendamm, das vor fast 40 Jahren abgeräumt wurde. Doch mittlerweile haben sich die Zeiten geändert. Wie wichtig aber auch heute noch die Initiative der Bürgerinnen und Bürger beim Erhalt von Kunstwerken und Denkmälern ist, zeigt die Becker-Leuchte in der Heinrich-Böll-Schule, die nach gelungener Restauration nun wieder im alten Glanz erscheint. Aus diesem Grund weisen wir auch auf den vom Zerfall bedrohten Chinesischen Garten der Ruhr-Universität hin, der sich wohl nur durch umfangreiche private Spenden erhalten lassen wird. Angesichts leerer öffentlicher Kassen ist privates Engagement wichtiger denn je.

Viel Freude beim Lesen und einen schönen Sommer wünscht Ihnen

Dietmar Bleidick

Bild auf der Titelseite:

Denkmal für russische Kriegsoffer; Aufnahme vom 17. Juni 1953 (Quelle: Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum, 426/30)

Das Redaktionsteam freut sich über jede Zusendung geeigneter Beiträge zur Veröffentlichung in den Bochumer Zeitpunkten. Senden Sie Ihren Artikel bitte an die Kortum-Gesellschaft oder den Verlag.



Impressum

Bochumer Zeitpunkte
Beiträge zur Stadtgeschichte,
Heimatkunde und Denkmalpflege
Heft 7, Juli 2000

Herausgeber:
Dr. Dietmar Bleidick
Yorckstraße 14, 44789 Bochum
Tel.: 0234 / 335406
e-mail: dietmar.bleidick@ruhr-uni-bochum.de
für die
Kortum-Gesellschaft Bochum c.V.
Vereinigung für Heimatkunde,
Stadtgeschichte und Denkmalschutz
Graf-Engelbert-Straße 18
44791 Bochum
Tel. 0234 / 581480

Redaktion:
Dr. Dietmar Bleidick, Peter Kracht

Druck:
A. Budde GmbH
Berliner Platz 6 a, 44623 Herne

Verlag:
Peter Kracht ♦ Verlag
Limbeckstraße 24, 44894 Bochum
Tel.: 0234 / 263327
e-mail: kracht.verlag@t-online.de

ISSN 0940-5453

Schutzgebühr: DM 2,-
Für Mitglieder der
Kortum-Gesellschaft kostenlos.



Abb. 1: Denkmal für russische Kriegsoffer;
Aufnahme vom 16. Juni 1953

Hans H. Hanke

Wo wir die Russen einmal reingelegt haben

Das Bochumer Denkmal zu Ehren der ermordeten Sowjetbürger 1946-1964

Ein Sowjetstern bekrönte es weithin sichtbar, und ein übergroßer Zwangsarbeiter trat mit erhobener Faust aus ihm heraus – „Russendenkmal“ hieß es in Bochum. Vier große Tafeln mit kyrillischen Inschriften beschrieben den Anlass des Gedenkens: „Den Landsleuten, die in faschistischer Unfreiheit umgekommen sind zum ewigen Gedenken vom Sowjetischen Volk 1941-1945“¹ war auf der Frontplatte zu lesen. Heute ist die Erinnerung an dieses außergewöhnliche Mahnmal vor dem Friedhof am Freigrafendamm verblasst, denn 1964 wurde es durch die heute noch vorhandene niedrige und weniger auffällige Sarkophagplatte auf dem Freigra-

fendamm ersetzt. Seine Geschichte ist ein trauriges und beschämendes Kapitel in der Vergangenheit Bochums. Auch vor dem aktuellen Hintergrund der Entschädigungsleistungen für Zwangsarbeiter soll sie hier erzählt werden.

Luftbilder aus den frühen Nachkriegsjahren zeigen auf der Wiese vor dem Freigrafendamm zwischen dem Gitter vor der Trauerhalle und der Immanuel-Kant-Straße die lang gestreckte Grabreihe sowjetischer Zwangsarbeiter. Sie scheinen noch in den 40er Jahren auf das Gräberfeld verlegt worden zu sein, auf dem sie noch heute ruhen. Doch 1945 war die Situation auf der Wiese vor der großen Trauerhalle der Anlass für einen Besuch des sowjetischen Majors Senin. Als Verbindungsoffizier beim 1. Englischen Armeekorps Iserlohn gebot er, dass bei der Grabreihe ein „Denkmal zur Ehre der während der deutschen Nazi-Sklaverei gefallenen und in der Stadt Bochum auf dem Hauptfriedhof beerdigten Sowjetbürger“ zu errichten sei. Mit den künstlerischen Arbeiten nach einem anscheinend von Senin vorgelegten Entwurf wurde der Herner Bildhauer Wilhelm Hahn (1908-1961) beauftragt. Warum Wilhelm Hahn für diese Aufgabe ausgesucht wurde, ist zur Zeit nicht bekannt. In Herne ist nur eines seiner Werke zu sehen: Auf dem Südfriedhof schuf er 1933 bis 1938 ein Ehrenmal für gefallene deutsche Soldaten. Auf einem steinernen Sarkophag steht dort ein bronzenener Adler mit ausbreiteten Flügeln.

Betreut wurde die Ausführung des Bochumer Sowjet-Ehrenmals wohl von der Sowjetischen Militärmission in Herne-Sundwig an der Elsa-Brandström-Straße. 180.000 RM soll das gesamte Bauwerk gekostet haben. Auf drei Stufen von 6 m x 6 m erhob sich der massiv aus Backsteinen gemauerte und mit Natursteinen verblendete Baukörper bis in 9 m Höhe. Im Zusammenhang mit den damals noch flankierenden Gräbern ist eine konzeptionelle Ähnlichkeit mit dem sowjetischen Ehrenmal in Berlin unverkennbar. Im Resultat besaß der beeindruckende Turm eine drastisch agitatorische Ausstrahlung, die sicherlich beabsichtigt war. Ganz im Sinn des sozialistischen Realismus sprachen hier die harte expressive Gestik und Ausführung der männlichen Figur, die kyrillischen Schriften und der hervorstechende Sowjetstern von den weltpolitischen Hoffnungen und Absichten der erstarkten kommunistischen Staatsführung. Ihre Selbstdarstellung musste und sollte sicherlich ganz anders und weniger vertraut auf den Betrachter wirken, als die offizielle NS-Kunst, die ja auf dem Freigrafendamm unbeanstandet überdauert hat.

Am 12. Dezember 1946 wurde das Monument feierlich eingeweiht. Anwesend waren der sowjetische

¹ Für die Übersetzung danke ich Wolfram Eggeling.

General Rudschenkow, Bochums Oberbürgermeister Willi Geldmacher, der Polizeikommandeur von Bochum und der englische Stadtkommandant. Eine englische Hundertschaft hielt die Ehrenwache und eine schottische Militärkapelle spielte auf. Nur wenige Bürger sollen aus der Ferne der Einweihung zugeschaut haben. Das Denkmal war und blieb sowjetisches Eigentum, wurde der Stadt Bochum aber an diesem Tag in „Schutz und Obhut“ übergeben.



Abb. 2: Russisches Ehrenmal, Freigrafendamm;
Aufnahme vom 9. Mai 1962

Da stand es nun - Hammer und Sichel über Bochum! Mit den Blockgegensätzen brach der kalte Krieg aus, der Zorn der Bochumer über ihr antifaschistische Erbe soll immer lauter geworden sein. Für die CDU-Fraktion berichtete am 13.10.1952 der damalige Bürgermeister Josef Schirpenbach vor der Stadtvertretung über den steigenden Unmut, weil „dieses durch die Besatzungsbehörde errichtete wuchtige Denkmal nicht unserem Empfinden entspricht und es möglichst beseitigt werden sollte“. Schon zu dieser Zeit kostete es die Verwaltung einige Mühe, herauszufinden, wann und durch

wen das Denkmal entstanden war. Überlegungen, das Denkmal auf den Freigrafendamm zu versetzen, lehnte die Verwaltung ab, hier sei kein Platz mehr. Außerdem gab es dort bereits zwei auch nicht kleine Gedenksteine, von denen einer ebenfalls mit der Sowjetstern-Spitze ausgestattet war. Dennoch wurden die Umbaukosten veranschlagt. Drei Summen standen im Raum: Ein Abbruch sollte 3.000 DM und der Wiederaufbau 10.000 DM kosten. Eine Sprengung wäre mit 800 DM zu Buche geschlagen.



Abb. 3: Russische Gräber auf Bochumer Friedhöfen;
Aufnahme vom 24. Januar 1949

Nun lebten damals viele im beständigen Glauben, „der Russe“ marschiere bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in die Bundesrepublik Deutschland ein. Darum hatte man in Bochum offensichtlich Angst, sich ohne weiteres und aus offensichtlich antikommunistischen Gründen an den Abriss des Russendenkmals zu machen. Nur ungern wollte Bochum Anlass einer sowjetisch-deutschen Krise werden. Vorsichtig erkundigte man sich zwei Monate nach Schirpenbachs Vorstoß erst einmal beim British Residents Office in Dortmund, welche Chancen es gäbe, das Denkmal aus „verkehrstech-



Abb. 4: Russenfriedhof Freigrafendamm;
Aufnahme vom 21. Oktober 1959

nischen Gründen zu versetzen“. Die bauernschlaue Lüge, die das Denkmal beseitigen sollte, hörte sich gut an: Das Denkmal sei schon etwas marode und da die Straße vor dem Friedhof verbreitert werden würde, könnte man bei dieser Gelegenheit das Denkmal zu den Gräbern der Zwangsarbeitern auf den Freigrafendamm versetzen.

Das Projekt stieß bei den Briten auf Gegenliebe. Über „höhere Stellen“ gelangte der Vorschlag in die Sowjetunion, die weiterhin Eigentümer des Monuments war. Tatsächlich wurde die Bochumer Verwaltung Anfang 1953 von der Britischen Besatzungsbehörde über eine bevorstehende Inspektion des Denkmals durch sowjetische Vertreter unterrichtet. Man beschloss, den Abgesandten gegenüber die pflegetechnischen Aspekte besonders hervorzuheben und die sowjetischen Gäste im übrigen einnehmend gut zu bewirten. Am 16.4.1953 besichtigten der sowjetische Oberst Gandybin und in seiner Begleitung ein Major das Denkmal, äußerte sich erfreut über den gepflegten Zustand der Zwangsarbeitergräber und stimmte einer Versetzung des Denkmals dorthin zu. Er stellte allerdings die Bedingung, dass der Wiederaufbau nach drei Monaten vollständig abgeschlossen sein müsse. Im Mai 1953 kam die schriftliche Genehmigung, am 21. August war das Denkmal „in seiner bisherigen Form auf dem Russenfriedhof (Feld 19) wieder aufgebaut“. Davon überzeugte sich am 19.11.1953 Oberst Gandybin persönlich. Er soll sehr zufrieden gewesen sein. In Bo-

chum war man allerdings wohl weniger zufrieden, denn eigentlich sollte das ungeliebte Kunstwerk ja ganz verschwinden. Der Betrug hatte nur zu einem Teilerfolg geführt.

1957 ging es weiter. Die „Vereinigung der Opfer des Stalinismus e.V., Bezirksgruppe Bochum“ beklagte sich am 20.4.1957 in einem langen Schreiben über Form und Botschaft der Gedenkstätte. „Aus dem Sockel tritt die drohende Gestalt eines Mannes hervor, die Rechte geballt (...) Unter dem Stern wird gemordet und gequält.“ Die ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen und Vertriebenen wünschten sich „bei allem Respekt vor dem Opfern der Nationalso-

zialisten“ und in Anbetracht ihrer eigenen sicherlich bösen Erfahrungen, die Beseitigung des sowjetischen Wahrzeichens. Doch die Stadtverwaltung ging in ihrer Antwort auf Distanz zu diesem Ansinnen. Das Denkmal sei nicht Eigentum Bochums, Veränderungen müssten über die russische Botschaft beantragt werden. Wegen der angespannten Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion sei eine solche Bitte augenblicklich aber wohl kaum angebracht. Die Gegner des Russendenkmals wurden damit vertröstet, dass es nun an einem unauffälligen Ort stehe, an dem es zuwachsen werde. Auch 1961 wurde wieder über das Schicksal des Denkmals verhandelt. 1964 beschrieb man es dann als so baufällig, dass es nur noch abgebrochen werden könne. Die überlieferten Fotos und Unterlagen sprechen dieser Behauptung allerdings Hohn.

Abb. 5: Zwangsarbeiter in Bochum während der Nazi-Herrschaft



Der Abbruch erfolgte im August 1964, selbst das Relief und die Schrifttafeln scheinen vernichtet worden zu sein, wie im übrigen auch die kleineren Gedenksteine. Die Sowjetunion als Eigentümer wurde an der Entscheidung nicht beteiligt. Die Angehörigen der Ermordeten hatten niemals eine Chance mitzureden. Heute sind im Rahmen der „Entschädigungszahlungen“ die in der Nachkriegszeit veröffentlichten Listen der Firmen und Orte, an denen die Sowjetbürger gezwungen wurden, zu arbeiten, die wichtigsten Denkmäler ihrer Anwesenheit in Bochum. Die Grabanlagen und der neue Gedenkstein am Freigrafendamm werden jetzt zweifelsohne in Ehren gehalten. Die heute veränderten Zwangsarbeitersiedlungen in Gerthe und Grumme kann man sich noch anschauen, sie sollten in die Denkmalliste der Stadt Bochum eingetragen werden. Das wäre nur ein kleiner Ausgleich dafür, dass sich niemand in unserer Stadt Bochum an die Verpflichtung, dem eigentlichen Ehrenmal „Schutz und Obhut“ zu gewähren, rechtzeitig erinnerte.

Quellen und Literatur

Stadtarchiv Bochum, Akte BO 41/48 „Russendenkmal“, Stadtarchiv Herne, Auskunft vom 31.3.2000 zu Wilhelm Hahn; Manfred Grieger, Zwangsarbeit in Bochum. Die Geschichte der ausländischen Arbeiter und KZ-Häftlinge 1939-1945, Bochum 1986; Günter Gleising u. a. (Red.), Widerstand und Verfolgung in Bochum und Wattenscheid. Ein alternativer Führer zur Geschichte in den Jahren 1933-1945, Bochum 1988; Manfred Grieger, Die vergessenen Opfer der Bochumer „Heimatfront“. Ausländische Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in der heimischen Rüstungswirtschaft 1939-1945, Bochum 1991; Jens Tampier, Historische Denkmäler der Stadt Bochum seit 1918. Magisterarbeit an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum, Bochum 1995

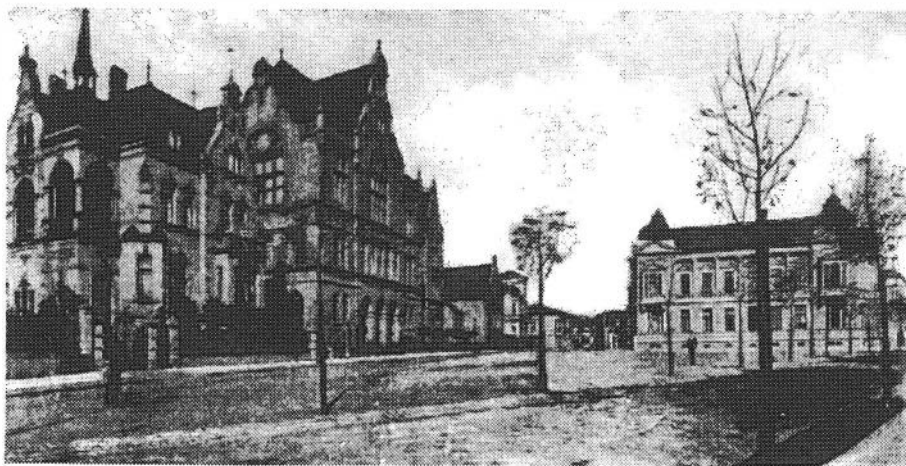
Abbildungen

Abb. 1 bis 4: Presse- und Informationsamt Bochum, Bildarchiv Film-Nrn. 426/29, 2529/6, 1287/23 und 2117/26; Abb. 5: Antifaschistische Bochumer Blätter 1/2000

- Dr. Hans H. Hanke
Am Alten Stadtpark 47
44791 Bochum

Eberhard Brand

**Nomen est omen -
Wie die Goethe-Schule wirklich zu ihrem Namen kam**



Bochum. Liebe Keminne. Morgen werden wir wieder zurückkommen; hast du meine Karte erhalten? Hast du sie gripsen bei ich denie Phil. *Goethestraße mit Oberrealschule.*
Dienstag Morgen.
Verlag Paul Casper, Bochum. No. 4.

Abb. 1: Goethestraße mit Oberrealschule (links) und dem späteren Kaiser-Wilhelm-Platz

„Diese Schule hat eine sonderbare Carrière gemacht. Zuerst war sie Königliche Gewerbeschule; dann wurde sie höhere Bürgerschule, dann Realschule, jetzt Oberrealschule. Nächstens wird sie vielleicht noch zur Universität erhoben ...“, witzelte ein Redakteur im Rheinisch-Westfälischen Tageblatt vom 7. Mai 1892 über Bochums älteste, 1851 gegründete Oberschule, die heutige Goetheschule.

Eine „Universität“ ist sie nie geworden - darin irrte der journalistische Prophet - doch ihre „sonderbare Carrière“ führte Ende des letzten Jahrhunderts über den prachtvollen Neubau an der Goethestraße und im Laufe der folgende Jahrzehnte über mehrere verschiedene Benennungen bis hin zum Namen „Goethe-Schule“, den dieses älteste der drei Bochumer Innenstadt-Gymnasien auch noch heute trägt und in etwa in einem Jahr - zur Feier des 150. Geburtstags im Jubeljahr 2001 - unverändert tragen wird.

Eine andere Geburtstagsfeier liegt jetzt etwa ein Jahr zurück: Der 250. Geburtstag Johann Wolfgang Goethes bot im Jubeljahr 1999 willkommenen An-

lass für eine schier unübersehbare Fülle kultureller Aktivitäten, Goethe vom engsten bis zum weitesten Sinne betreffend. Welt- und europaweit, im besonderen Maße in unserer wieder vereinigten Republik und dort vor allem an den Goethe-Stätten und in den Goethe-Städten beschäftigten sich die Menschen mit dem illustren Jubilar.

Doch auch in der Nicht-Goethe-Stadt Bochum - sicherlich kannte der Olympier ihren Namen, sein Reiseziel oder Objekt seiner besonderen Zuwendung war Bochum bekanntlich nie - spielte Goethe in diesem besonderen Jahr mit den drei Neuen eine größere Rolle als in gewöhnlichen Jahren und natürlich auch speziell - wen wundert's? - an der nach ihm benannten Bochumer Goethe-Schule.

Dass es im einstmals wenig bedeutenden Verwaltungs- und Ackerbürgerstädtchen Bochum, das ab der Mitte des 19. Jahrhunderts - und somit Jahrzehnte nach Goethes Erdenwandel - von der Industrialisierung im Westen Deutschlands schubweise mehrfach massiv überrollt und in beeindruckender Rasanzenz in den folgenden Jahrzehnten zur Großstadt wurde, deren Bevölkerungszahl durch Geburtenzunahme, Zuzug, Eingemeindungen und andere Faktoren schließlich die 400.000 überschritt, dass es in dieser recht Goethe-fernen Kohle- und Stahlstadt Bochum im Herzen des Ruhrgebietes überhaupt eine nach Goethe benannte Oberschule gibt, sollte aufmerken lassen und allemal den Versuch wert sein, die Hintergründe dieser Merkwürdigkeit einmal auszuleuchten.

Wie kam die Goethe-Schule zu ihrem Namen?

Goethe-Schule selbst - hinreichend dokumentiert und leidlich bekannt. So steht in der „Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Goetheschule zu Bochum / 1851 - 1951“ auf der Seite 28 aus der Feder des damaligen Schulleiters Dr. Friedrich Lammert Folgendes zu lesen: „Seitdem die ab 1910/11 im gleichen Gebäude entstandene Schwesteranstalt, die heutige Graf-Engelbert-Schule, mit ihrem zweiten Jahre in die Humboldtstraße umgesiedelt war, nahm unsere Schule [als Oberrealschule I - zur besseren Unterscheidung von der dann selbständig gewordenen Oberrealschule II „an der Humboldtstraße“] den Zusatz ‚an der Goethestraße‘ an. Sie nunmehr Goetheschule [richtig: ‚Goethe-Oberrealschule‘] zu nennen, geht auf Anregung des Geheimrats Dr. Wehrmann [Direktor der Schule von 1900 bis 1922] bei der Fünfundsiebzigjahrfeier [1926] zurück und wurde durch Erlaß des Herrn

Offensichtlich birgt diese Frage keine großen Geheimnisse: Die groben Fakten sind - auch an der

Ministers XI. Nr. 19400 vom 9. Dezember 1927 genehmigt.“ - Somit war höchst offiziell am 9. Dezember 1927 aus der „Städtischen Oberrealschule an der Goethestraße zu Bochum“ die „Städtische Goethe-Oberrealschule zu Bochum“ geworden.

Etwa zehn Jahre hat es dann noch gedauert, bis - in der Folge einer „Schultypen-Vereinheitlichung“ - der Name der Schule sich gegen Jahresende 1937 noch einmal änderte: Wurde die Reifeprüfung im Herbst 1937 noch unter der Bezeichnung „Goethe-Oberrealschule“ durchgeführt, so wurden die Vorschläge für den deutschen Aufsatz für die Reifeprüfung Ostern 1938 bereits am 22. Dezember 1937 unter der neuen Schulbezeichnung „Goethe-Schule / Oberschule für Jungen / Bochum“ beim „Herrn Oberpräsidenten der Provinz Westfalen - Abteilung für höheres Schulwesen“ in Münster eingereicht.

Seitdem hat die Goethe-Schule diesen Namen bis auf den heutigen Tag beibehalten, geändert haben sich nur noch die jeweiligen Zusätze, zum Beispiel wurde ab 1950 aus der Unterzeile „Städtische Oberschule für Jungen, Bochum“ der Mammut-Zusatz „Städtisches mathematisch-naturwissenschaftliches und neusprachliches Gymnasium für Jungen, Bochum“, der 1974 aus gegebenem Anlass noch um die Erweiterung „und Mädchen“ bereichert wurde. Von der Reifeprüfung im Sommer 1975 bis heute lautet die Unterzeile: „Städtisches Gymnasium für Jungen und Mädchen, Bochum“, wobei sich ab und an noch - parallel dazu - die Ergänzung „mit differenzierter Mittel- und Oberstufe“ findet.

Die Frage, wie die Goethe-Schule zu ihrem Namen kam, kann und muss hiernach wohl als beantwortet gelten. Die Wahrheit scheint - wenn auch nicht bitter, so doch recht prosaisch auszufallen: Kein überraschendes Aufflammen hehrer Bildungsbeflissenheit seitens der Bochumer Stadtväter, kein idealistisches Streben nach höchsten Weihen tiefster Vergeistigung unter Bochumer Schulmännern, kein Bochum-patrizischer Bildungsbürgerstolz, kurz, keinerlei goethischer Genius soll der Goethe-Schule zu ihrem Namen verholfen haben? Schlicht ihre Lage an der Goethe-Straße soll letztendlich den Ausschlag gegeben haben für die Benennung nach Deutschlands bedeutendstem Dichter und Denker?! Einer solchen Tatsache ins Auge zu blicken, fiel wohl niemanden leicht, dessen Herz nur irgendwie für Bochums älteste Oberschule schlägt, und so erhebt sich die Frage: Gibt es noch Rettung vor dem schnöden Eingeständnis: Jawohl, dieser Schulname wurde irgendwann einmal lediglich der Straßenbezeichnung angepasst, Punkt.?!?



Abb. 2: „Henne und Ei“

Da ist doch noch die Sache mit der Henne und dem Ei!

Das alte Problem, wer von beiden zuerst auf der Welt war, konnte zwar bis auf den heutigen Tag

nicht gelöst werden, für die hier anstehende Schicksalsfrage scheint es aber einen Weg aufzuzeigen, der nicht unbestritten bleiben darf: Wer war zuerst da, die Straße oder die Schule? - Genauer gefragt: Hieß die Straße schon Goethestraße, bevor man plante, an ihr das Oberrealschulgebäude zu errichten oder hat man das Oberrealschulgebäude bereits an einer noch *nicht benannten* Straße geplant, die man *nach* der Standortentscheidung für die Oberrealschule - und gewiss unter deren angemessener ideeller Berücksichtigung - zur Goethestraße erhoben hat? Dies genau gilt es zu klären, und wenn noch Ehrenrettung für den Akt der Namensgebung

der Goethe-Schule und für sämtliche daran Beteiligten möglich ist, dann allenfalls aus der positiven Klärung dieser Frage:

Wann ist die Goethestraße entstanden und wann erhielt sie ihren Namen?

Das ist nicht mit zwei Sätzen gesagt, vielmehr bietet es sich an, den Kontext der Goethe-

straßen-Entstehung einmal kurz zu rekapitulieren. Seit der Mitte der 1860er Jahre existiert bereits die hinreichend ausgebaute Bergstraße, die älteste nach Norden in die Gemeinde Grumme führende Straße. Nach Umwandlung von Teilen der Kleinen Vöde (Viehweide) in den Bochumer Stadtpark - die erste Ausbauphase war 1878 mit Fertigstellung des „Parkhauses“ abgeschlossen - mühten sich die Verantwortlichen im Bochumer Magistrat darum, neben der Bergstraße, der einzigen Parkzuwegung von der Stadt aus, eine neue, repräsentative Parkstraße zu bauen, die insgesamt attraktiver und leistungsfähiger als die alte Bergstraße sein, dem Park weiter westlich wohnende Bevölkerungskeise zuführen und eine angemessene Anbindung an die geplanten „hochherrschaftlichen“ Villenbereiche rings um den Stadtpark garantieren sollte. Lange bevor diese Straße gebaut werden konnte, stand ihr Name schon fest: „Kaiser-Wilhelm-Straße“, in unerschütterlicher und nicht zu übertreffender Bochumer Hohenzollerntreue untertänigst benannt nach Wilhelm I., dem Großen, dem Deutschen Kaiser und König von Preußen (1797-1888).

Haupthindernis für den Baubeginn der Straße war - laut Magistratsbericht 1891/92 - ein langwieriger Streit zwischen der Stadt Bochum und der preußischen Landesregierung um die Breite einer Unterführung der seit 1874 betriebenen Rheinischen Eisenbahn, deren Bahndamm bis auf den heutigen Tag - mit den anderen Bahndämmen und Unterführungen des Bochumer Gleisdreiecks - ein Verkehrshindernis von durchaus beträchtlichem Ausmaß für die Bochumer Innenstadtentwicklung darstellt.

Die Kaiser-Wilhelm-Straße - heute der nördlichste, am Stadtpark endende Teil der Kortumstraße - wurde in den Jahren 1894/95 endlich fertig gestellt, und so konnte



Bochum Goethestrasse mit Oberrealschule

Abb. 3 : Goethestraße mit Oberrealschule nach Norden



Abb. 4: Goethestraße nach Süden

sie - neben der Gartenstraße, der heutigen Schillerstraße - zur „Geburtshelferin“ für die nachmalige Goethestraße werden. Der „Bericht des Magistrats der Stadt Bochum über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten für das Jahr 1895/96“, 1897 gedruckt bei Adolf Stumpf in Bochum, führt unter Kapitel V. (Bauwesen) auf der Seite 52 Folgendes aus: „... Weiter wurde aber dann für die Oberrealschule ein Neubau erforderlich. Als geeigneter Bauplatz wurde ein Grundstück unweit der Kaiser-Wilhelm-Straße, westlich derselben belegen, zur Größe von ca. 55 Ar käuflich erworben. Das Grundstück wird von einer von der Kaiser-Wilhelmstraße spitzwinklig abzweigenden, durch die Grundstücke der Erben C. Kentzler zur Gartenstraße führenden Straße zugänglich; in der Abzweigung zwischen der Kaiser Wilhelm- und der neuprojectirten Straße wird nach den Kaufbedingungen für das Oberrealschulgrundstück ein ca. 14 Ar großer freier Platz unentgeltlich freigelegt ...“

Das ist deutlich: das Oberrealschul-Grundstück war bereits gekauft, eine die Schule zugänglich machende, noch *namenlose* Straße war „neuprojectirt“ worden.

Noch eindeutiger wird's im Magistratsbericht für das Rechnungsjahr 1896/97 (S. 48): „Die Festsetzung des Bebauungsplanes in der Nähe der Kaiser-Wilhelmstraße führte zu der Einfügung einer von

der Kaiser-Wilhelmstraße schräg nach der Gartenstraße verlaufenden neuen Straße (der Goethestraße). Diese Straße war als ein Verkehrsbedürfnis nicht anzuerkennen und hätte die Bebauungsfähigkeit der in der spitz verlaufenden Gabelung beider Straßen liegenden Grundstücke in ungünstiger Weise beeinflusst. Um diesem Einwände zu begegnen, verstanden sich die Interessenten dazu, der Stadt dieses in dem spitzen Winkel liegende Gelände unentgeltlich zur Anlage eines dreieckigen Platzes zu überlassen. Außerdem wurde für den beabsichtigten Bau der Oberrealschule ein ausreichend großes Gelände an der

neuen Straße zum Preise von 120 Mk für die □Rute [= Quadratruete] der Stadt zur Verfügung gestellt. Somit ist durch die Auflegung dieser Straße für die neue Schule eine sehr vorteilhafte Lage gewonnen ...“



Abb. 5: Villen an der Kaiser-Wilhelm-Straße nach Norden; Postkarte geschrieben 1900

Hier taucht erstmals der Name „Goethestraße“ auf; es wird zudem festgestellt, dass ein „Verkehrsbedürfnis“ für die neue Straße nicht bestanden hat; sie wurde in erster Linie gebaut - und deshalb nahm man eine Reihe ungünstiger Faktoren in Kauf -, um der neuen Oberrealschule eine angemessene Zuwegung zu verschaffen, und so wurde „durch die Auflegung dieser Straße für die neue Schule eine sehr vorteilhafte Lage gewonnen.“

Und zum Schluss - ein merkwürdiges Fazit

Das neue, von der Stadt Bochum ehrgeizig betriebene und großzügig ausgestattete Oberrealschulprojekt -

die Bochumer Oberrealschule war seinerzeit die erste und einzige Schule dieses modernen, attraktiven und erfolgreichen Typs in der gesamten preußischen Provinz Westfalen - hatte ohne jeden Zweifel die Priorität für die Verantwortlichen; die Straße, die gebaut wurde, um die Schule optimal anzubinden und zugänglich zu machen, hatte ganz eindeutig eine dienende, nachgeordnete Funktion.

So darf und muss konstatiert werden, dass die damals verantwortlichen Bochumer Stadtväter die Straßenbenennung nach Goethe durchaus ganz bewusst und gezielt mit Blick auf den neuen Schulstandort gewählt haben, um diesen zumindest indirekt mit dem großen Namen Johann Wolfgang Goethes zu verknüpfen - *nomen est omen!* -, da individuelle Benennungen einzelner Schulen Ende letzten Jahrhunderts in Bochum nicht üblich und höchstwahrscheinlich auch nicht statthaft waren.

Eine Merkwürdigkeit - die Goethestraße betreffend - sei noch angefügt: Neben der Kaiser-Wilhelm-Straße von 1894/95 - ihrem Typ „Herrschartitel und -namen“ (E. Schmidt) folgten die Graf-Engelbert-Straße (1903), die Kurfürsten- (1907), die Markgrafen- und die Burggrafenstraße (beide 1912) - wurde die Goethestraße (1897) Vorbild für ausgesprochen viele Straßenbenennungen im west-

lichen Stadtparkbereich vom Typ „Dichter der nationalen Selbstfindung“ (E. Schmidt). Der Goethestraße folgten die Körnerstraße (1901), die Lessingstraße (1904), die Uhland- und die Freiligrathstraße (beide 1905), die Schiller- (vorher Garten-) und die Wielandstraße (beide 1929) sowie die Herderallee (1947), die früher Auguste-Viktoria-Allee hieß.

Es ist ganz offensichtlich, dass die Goethestraße, die als eigentliche Straße so unbedeutend war, dass sie „als Verkehrsbedürfnis nicht anzuerkennen“ war, durch ihren überragenden Namensgeber Goethe eine Strahlkraft entfaltete, die im Bochumer Stadtparkbereich über Jahrzehnte hindurch die nachhaltigsten Akzente setzte. Und an dieser begrüßenswerten Entwicklung hat die heutige Goetheschule, gleichsam als auslösender Faktor für die damalige Straßenbenennung, einen nicht unbedeutenden Anteil ...

Anmerkung

Der vorstehende Aufsatz erschien in leicht geänderter Fassung in der Jubiläums-Festschrift „1749 - 1999 / 250. Geburtstag / Johann Wolfgang Goethe / Dies ist mein Goethe“ der Goetheschule, Bochum 1999, S. 13-16.

Erika Schmidt, Der Bochumer Stadtpark und sein städtebauliches Umfeld im 19. Jahrhundert, Hannover 1988

Abbildungen

Abb. 1, 3, 4, und 5 Postkarten aus der Sammlung Brand; Abb. 2 aus: Neue Fibel ... von Gabriel und Supprian, Bielefeld + Leipzig, Verlag Velhagen und Klasing, 1903.

- Eberhard Brand
Graf-Engelbert-Straße 18
44791 Bochum

Hans H. Hanke

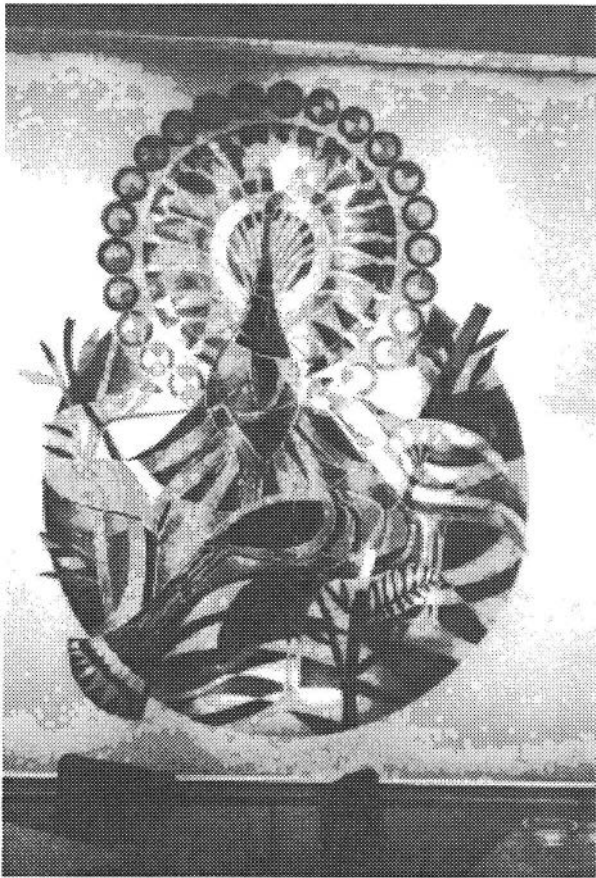
Das Kaufhaus Kortum und die Kunst

Ignatius Geitels Cafeteria-Fenster von 1954

Die sechs kostbaren und beliebten Buntglasscheiben aus der ehemaligen Cafeteria im Kaufhaus Kortum sind größtenteils schwer beschädigt, einige sind zerstört. Die Staatsanwaltschaft Bochum und die Stadt Bochum sind im Juni 1999 von der Kortum-Gesellschaft und Frau Inge Diergard gebeten worden, diese Tatsache strafrechtlich zu prüfen. Als erster Erfolg der Aktion sind die beschädigten Scheiben aufgefunden und mittlerweile im Stadtarchiv Bochum eingelagert worden.

1954/55 waren die farbenfrohen Scheiben vom bekannten Künstler Ignatius Geitel für das Kaufhaus in einer seltenen Klebeglastechnik ausgeführt worden. Ihr hoher künstlerischer Wert ist unbestritten. Dementsprechend waren sie in der Denkmalliste der Stadt Bochum besonders benannt worden. 1997/98 wurde das Kaufhaus Kortum durchgreifend umgebaut. Dem damaligen Eigentümer und heutigen Verwalter, der Kölner Immobilien Gesellschaft „Areal“, war die besonders pflegliche Behandlung gerade dieser Kunstwerke von der Unteren Denkmalbehörde auferlegt worden. Die Untere Denkmalbehörde unterstützte darum auch unsere Bemühungen, die Werke zu finden und zu sichern, mit großem Nachdruck.

Die aus bunten Mosaikscheiben zusammengesetzten Motive der sechs Scheiben waren: fünf fliegende Gänse, drei fliegende Kraniche, ein Pfau mit

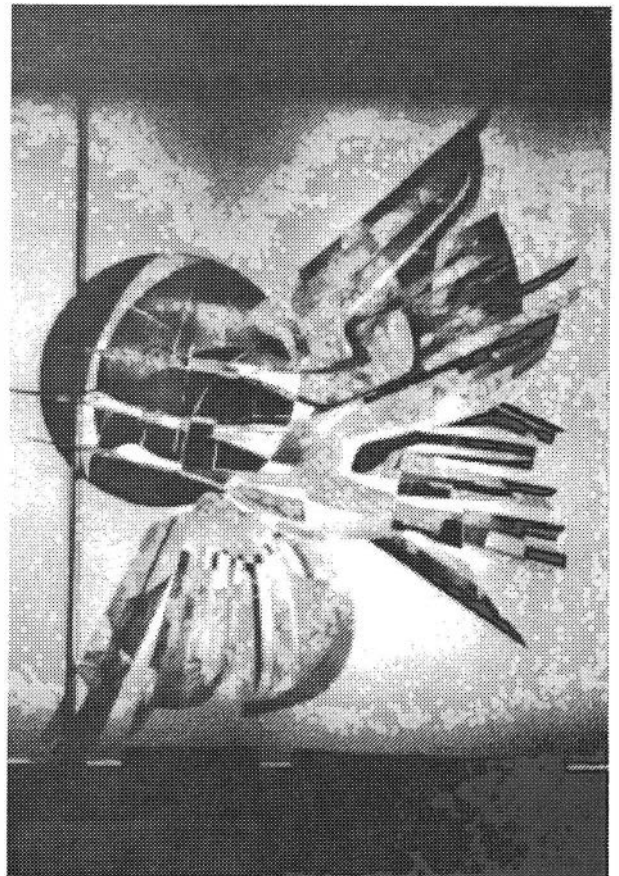


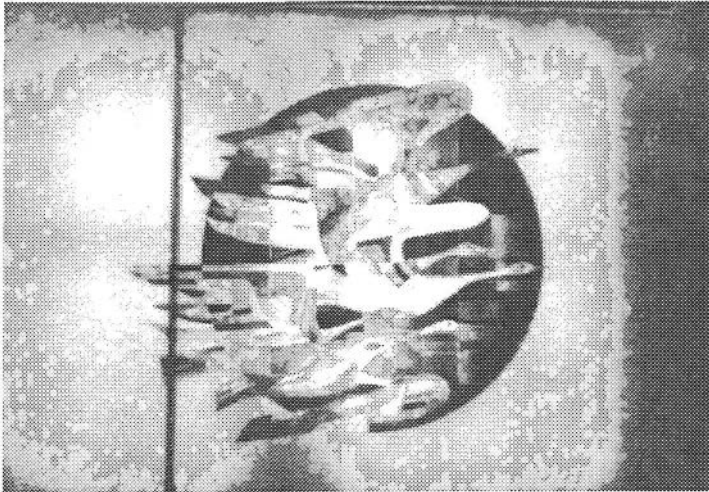
aufgeschlagenem Rad, ein Papageienbaum, zwei Reiher oder Pfauen sowie eine Unterwasserwelt mit Fischen. Die großflächigen Motive aus Pflanzen- und Tierwelt waren aus kleinen nebeneinander und übereinander geklebten, mundgeblasenen Glasplättchen zusammengesetzt und auf hinterleuchteten Milchglasscheiben angebracht. Jedes Bild nahm in etwa die Fläche einer Schaufensterscheibe ein und war - vielleicht aus technischen Gründen - in eine sehr große und eine schmale Milchglasscheibe unterteilt. Die Technik, in der die Scheiben komponiert wurden, ist außergewöhnlich und extrem selten in der gesamten deutschen Glasbilderei. Die Leuchtkraft und Lebendigkeit der Motive machte die zeittypischen Darstellungen zu individuellen Kunstwerken.

Ignatius Geitel (1913-1985) wirkte seit den 1920er Jahren als Künstler. Er gehörte in der Zeit des Nationalsozialismus zu den nicht konformen Künstlern, die kaum Gelegenheit hatten, tätig zu werden. Seine wichtigen Arbeiten der dreißiger Jahre entstanden im kirchlichen Raum. Kriegsteilnahme und Kriegsgefangenschaft hinderten Geitel bis 1949 an weiterer Arbeit, die er dann aber mit großem Einsatz wieder aufnahm. Er gehörte 1952 zu den Gründern der Künstlergruppe „Hellweg“, die im Sinne einer Werkgemeinschaft Kunst im öffentlichen Raum ins Gespräch bringen wollte. Geitels Werke sind in prominenten öffentlichen Bauten Bochums

vertreten. Große Glasfenster schuf er in den Stadtwerken Bochum und der heutigen Heinrich-Böll-Gesamtschule. Von Geitel stammt das hohe Keramikrelief zur Industrie an den Berufsschulen neben dem Hauptbahnhof, sein Mosaik „Niobe“ ist das zentrale Mahnmahl der Stadt Bochum am Freigrafendamm.

Die Kortum-Gesellschaft Bochum und Ignatius Geitels Nachlassverwalterin Inge Diergardt recherchierten ein Jahr nach dem Verbleib der Scheiben. Es stellt sich heraus, dass die Scheiben während des Umbaus ohne Genehmigung und ohne denkmalgerechte Betreuung ausgebaut worden waren. Fragen nach den Scheiben wurden von der Gesellschaft Areal und auch vom Planungsbüro Spannel nachdrücklich und über lange Zeit mit der Auskunft erwidert, es sei ein teures Bonner Spezialunternehmen mit dem sorgfältigen Transport, der Einlagerung und späteren Rückführung der Kunstwerke beauftragt worden. Erst im vorigen Mai kam es dann zu einem Besichtigungstermin der eingelagerten Scheiben. Dabei stellte sich heraus, dass nur noch drei Scheiben zum großen Teil, eine Scheibe als unkenntliches Bruchstück und zwei Scheiben überhaupt nicht mehr vorhanden waren - der Papageienbaum fand sich später in recht guten Zustand wieder, er war lange Zeit in der Cafeteria vermauert gewesen. Die Bonner Glaserei war auch kein von

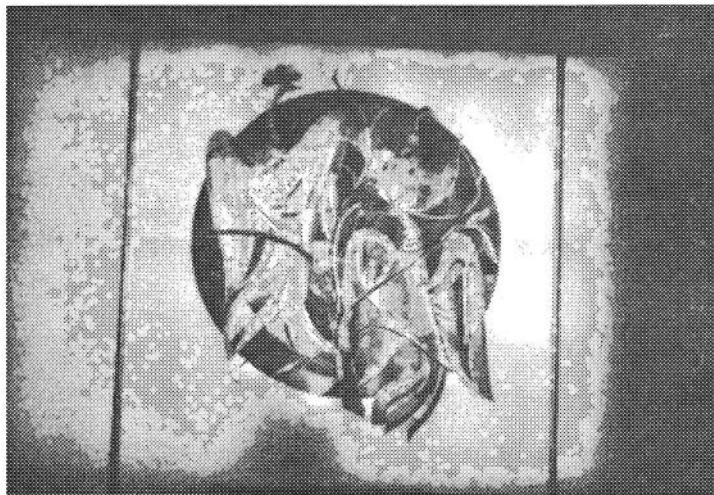




Areal ausgewähltes Spezialunternehmen, sondern nach ihrer eigenen Schilderung als am Bau tätige Bauglaserei beauftragt worden, in aller Eile die Scheiben von einem Tag auf den anderen zu entfernen. Auf den künstlerischen Wert war die Glaserei nach eigenen Angaben weder von der Eigentümerin „Areal“ noch sonst jemanden hingewiesen worden. Die Scheiben gingen beim ungeschützten Ausbau und Transport auf offenen LKW erst nach Bonn, dann nach Siegburg zu Bruch oder verloren zahlreiche Bestandteile.

Nach Abrechnung aller Bauglaser-Arbeiten erhielt die Firma schließlich die Auskunft, alle sichergestellten Scheiben könnten vernichtet werden. Nur durch Zufall und ausschließlich durch unsere Recherchen sind die vorhandenen Reste der Entsorgung entgangen.

Die Schäden an den Kunstwerken sind schwerwiegend: Ein Bild aus der zusammenhängenden Gruppe ist vollkommen zerstört. Bei den anderen Motiven fehlt weitgehend die kleinere der beiden Trägerscheiben mitsamt den darauf montierten Mosaikteilen. Etliche Flügelspitzen, Schnäbel und Blätter sind aus den Darstellungen verschwunden, die runde Kontur der Motive ist deutlich gestört. Die verbliebenen Segmente haben zahllose Mosaikteile verloren, so dass die originale Farbwirkung abhanden gekommen ist. Dort, wo die obersten Mosaikplättchen abgefallen sind, fehlt nun die glän-

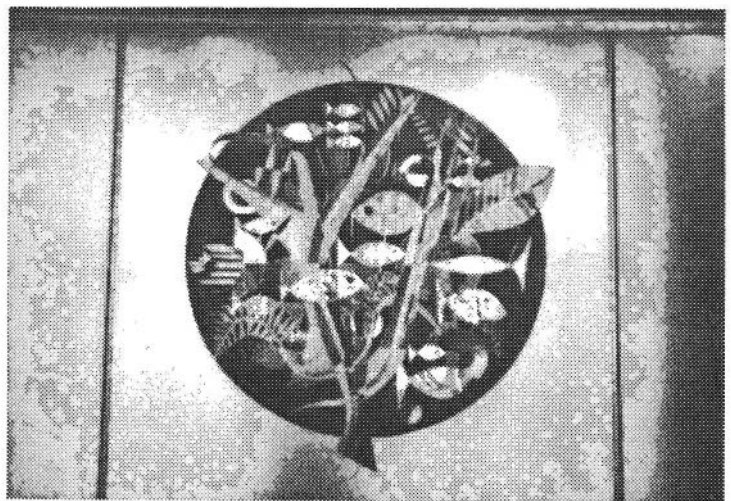


zende Oberfläche, es sind stockfleckige Klebereste zu sehen. Aus der Entfernung und auch auf aktuellen Fotos ergibt sich insgesamt zwar noch ein wirkungsvoller Effekt, der aber schon aus einigen Metern Entfernung von der entstellenden Wirkung der Schäden abgelöst wird. Nur eine aufwendige Restaurierung kann die meisterliche Wirkung des Werkes wieder herstellen. Immerhin erscheint eine solche Restaurierung und Rekonstruktion möglich. Die Kosten schätze ich hier ohne Gewähr auf circa 100.000 DM, basierend auf 400 Arbeitsstunden zu 200 DM (= 1 Fachkraft für 10 Wochen) plus Material- und Transportkosten.

So gelungen auch die äußere Gestaltung des Kaufhauses ist, die Vernichtung der Geitel-Kunstwerke ist die skandalöse Spitze des denkmalpflegerisch und architektonisch misslungenen inneren Ausbaus des Gebäudes. Für die Mutmaßung,

dass hier durch den Investor die Belange des Denkmalschutzes gegenüber eigenen Interessen zurückgestellt wurden, sprechen die begleitenden Umstände des Gesamtumbaus des Hauses, wo ähnliche Tendenzen spürbar gewesen zu sein scheinen. So sollen nach unseren Informationen im Kaufhaus Wände gegen den Willen der Denkmalbehörden gezogen worden sein.

Auf großen Druck der „Areal“ musste das letzte westdeutsche Kaufhaus mit Lichthöfen auf einen dieser Lichthöfe ganz verzichten, der andere wurde





mit einer doppelläufigen Rolltreppe versehen, die bei weitem nicht so „transparent“ ist, wie die Architekten behaupten. Die ihrer originellen Glasfliesen beraubte Haupttreppe fristet jetzt ein Nischendasein, der gesamte Innenbereich des Hauses ist zur „Abstellkammer“ verkommen. Die ebenfalls denkmalwerte Cafeteria wurde ähnlich wie die Geitel-Scheiben ohne Zusammenwirken mit den zuständigen Behörden ausgebaut, über den Verbleib ist bisher keine Information zu bekommen. Dass die Architekten erst nach Abschluss aller Arbeiten bemerkten, dass sie ein Treppenhaus vergessen hatten,

spricht ebenfalls nicht für ein sorgsames Durchdenken der Bauaufgabe. Nach dem Denkmalschutzgesetz (§ 41) können für die unerlaubte Beseitigung eines Denkmals Geldbußen bis zu 1 Million DM festgesetzt werden. Nach dem Strafgesetzbuch (§ 304) kann mit Freiheitsstrafen bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafen bestraft werden, wer Gegenstände der Kunst beschädigt oder zerstört. Ordnungswidrig handelt im übrigen auch, wer entgegen seiner Kenntnis eine Anzeige solcher Verstöße nicht erstattet. Dieser Pflicht sind wir nachgekommen. Die Untersuchungen dauern an.

Literatur

Eberhard Grunsky, Beispiele früher Waren- und Kaufhausbauten im Ruhrgebiet und ihre großen Vorbilder, in Westfalen, Bd. 72, 1994, S. 406-488; Jan Gerdemann, Ein Warenhauskonzern im Ruhrgebiet. Das „Kaufhaus Alsborg/Kortum“ in Bochum, Hausarbeit zur Ersten Staatsprüfung Dortmund, Bochum 1999.

- Dr. Hans H. Hanke
Am Alten Stadtpark 47
44791 Bochum

Hans H. Hanke

Nierentisch und Hula-Hoop

Die Becker-Leuchte von 1957 in der heutigen Heinrich-Böll-Schule

Wie 1998 beim Stadtbad-Abschiedsfest versprochen, konnte im Mai vorigen Jahres das einmalige Kunstwerk aus Mitteln der Stadtbad-Versteigerung restauriert werden. Mit erkennbarer Begeisterung hatten sich 100 Schüler und Schülerinnen und ihre Lehrer und Lehrerinnen in eigenen Arbeiten mit dem gewagten Mobile der 50er Jahre beschäftigt, das in ihrer Gesamtschule an der Agnesstraße das geschwungene Treppenhaus ziert.

Die Lampe ist ein Spielzeug: Wir sehen eine mobile-ähnliche Konstruktion aus drei bunten, frei geformten Körpern. Eine weiße Platte wird von farbigen Stäben durchdrungen. Auf einer horizontalen Platte scheint eine Igel zu krabbeln. Eine mit

Riesen-Pastillen besetzte Platte gibt durch ihre dunkle Farbe dem Ganzen Gewicht. Wie Sonne, Mond und Sterne flankieren Glasbälle und andere Leuchtkörper die typischen rundlich-asymmetrischen „Fifty-Formen“. Die Lampe reagiert auf Bewegung, denn wenn wir sie auf der Wendeltreppe umkreisen, bietet sie ständig neue und ausgewogene Untersichten und Aufsichten, Perspektiven und Farbspiele. Und die ganze Kunst funktioniert auch noch als Lampe. Das ist wirklich ein großartiges Stück Innenarchitektur.

Geschaffen wurde der Beleuchtungskörper 1956/57 vom namhaften Bochumer Künstler Egon Becker (1910-1989), dessen Werk wesentlich von seiner Zeit am weltbekannten Bauhaus als Schüler von Josef Albers und Wassily Kandinsky beeinflusst worden war. Die freiplastische Arbeit brach 1957 mit allen Konventionen und ist als kinetischer Beleuchtungskörper wohl einmalig in Deutschland. Bunt, abwechslungsreich und strahlend sollte sie die Phantasie und den Alltag der Schülerinnen bele-

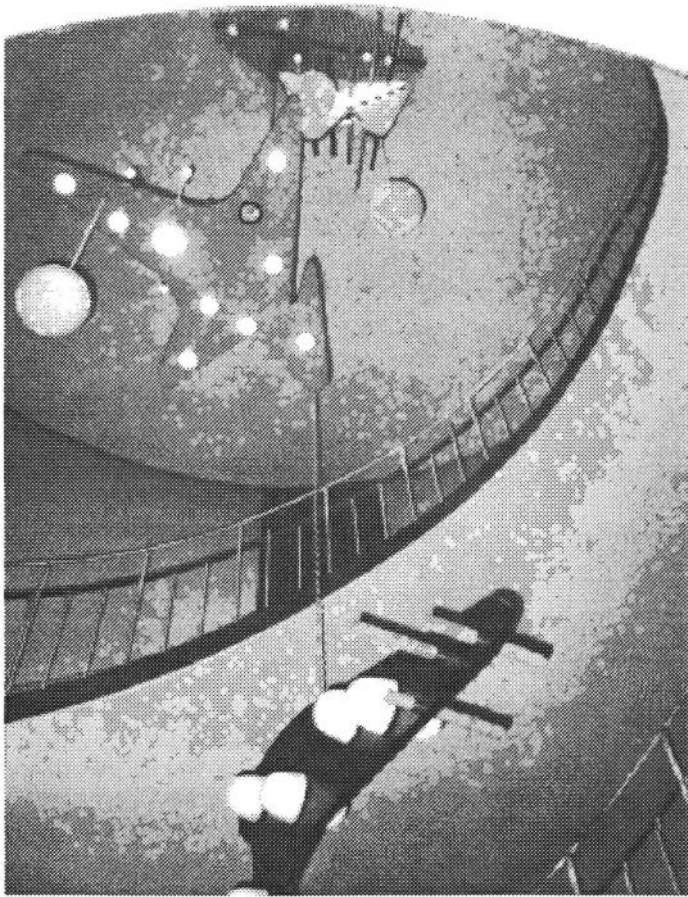


Abb. 1: Becker-Leuchte in der Heinrich-Böll-Gesamtschule an der Agnesstraße

ben, die in Bochums ehrgeizig gestaltetem ersten Nachkriegsgymnasium zur Schule gingen. Es galt als sehr gewagtes innenarchitektonisches Experiment, das riesige Mobile in die damaligen Freiherr-vom-Stein-Schule zu hängen. So gegenstandslose Formen waren in konservativen Kreisen als „Picasso-Kunst“ verschrien und damit als gefährlich unmoralisch eingestuft. Man befürchtete, die Seelen der jungen Mädchen hätten Schaden leiden können. Heute wirken die abstrakten Formen wie die Inkarnation von Nierentisch und Hula-Hoop.

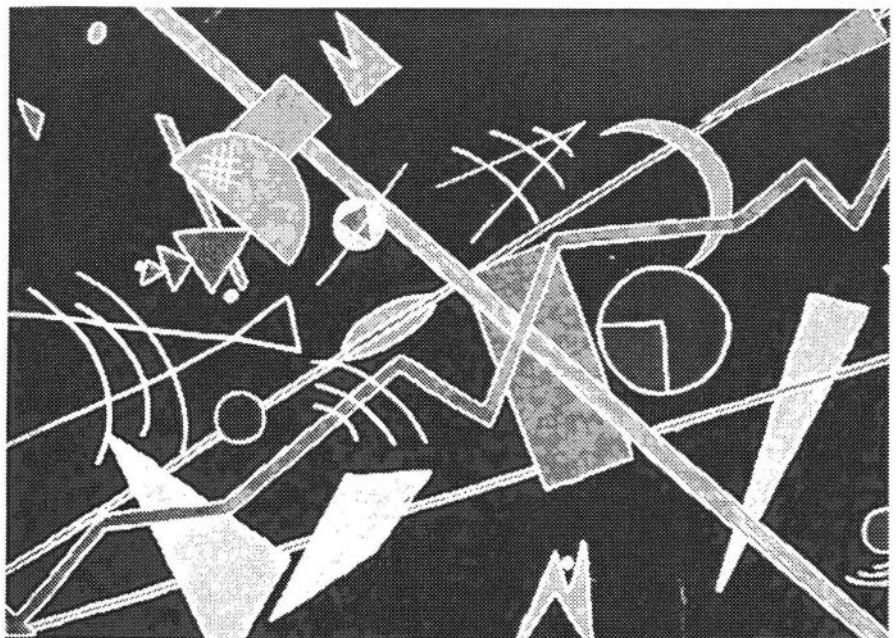
Egon Becker aus Bochum-Langendreer studierte direkt nach seinem Abitur 1930 am Bauhaus in Dessau und machte dann seinen Gesellen als Maler und Anstreicher. Er wurde Innenarchitekt, bevor er dann Freie Malerei an der Kunstakademie Düsseldorf studierte und dort 1940 in einem Architekturbüro tätig wurde. Nun herrschte

Krieg und Becker musste sich als Architekt mit Bunkerbauten beschäftigen, arbeitet aber auch während dieser Zeit als Maler. 1945 gründete er den Bochumer Künstlerbund mit, war dann Mitglied in der Künstlergruppe „Hellweg“. Ab 1964 wirkte er als Kunsterzieher an der Goetheschule und am Albert-Einstein-Gymnasium. Sein Bild und seine Biographie hat die Heinrich-Böll-Schule im Treppenhaus aufgehängt.

Egon Becker war sehr stark in der Werbegrafik engagiert, von seinen Projekten für Architektur ist dieser Leuchter sicherlich das auffälligste Werk. Die Verglasung vieler Trauerhallen in Bochum stammt von Becker, in einem Gymnasium hängt eine Drahtplastik.

Beckers Bauhaus-Leuchte war im Laufe der Jahrzehnte stark beschädigt und verschmutzt worden und sollte wegen ihres üblen Zustandes sogar schon entfernt werden. Für das Werk machten sich jetzt einige unter Federführung der Kortum-Gesellschaft stark: Hildegard Vörös-Rademacher engagiert sich als Direktorin der Heinrich-Böll-GS für die stilvolle Erhaltung des Gebäudes. Die Kunstlehrerinnen Frau Franzke, Frau Grigo, Frau Hunold und Frau Krause begeisterten ihre Klassen für das Thema. Architekt Holger Rübsamen war ein Schüler und Freund des Künstlers Egon Beckers. Die Firma Elektro-Grawe und die Malerwerkstätten Mohr haben die notwendigen Restaurierungen fachgerecht und zu symbolischen Preisen durchgeführt. Ihnen allen ist sehr dafür zu danken, dass sie die Restaurierungsidee mit so viel eigener Energie aufgegriffen und weitergeführt haben.

Abb. 2: Künstlerische Schüler-Assoziationen zur Becker-Leuchte



Nur wenige scheinen daran zu denken, dass in den Gebäuden der 50er-Jahre mittlerweile zwei Generationen leben, denen diese Architektur „Heimatkult“ geworden ist. Dass Egon Beckers 50er-Kunst heute wieder die Jugendlichen an dieser Schule begeistern kann, ist ein wichtiges Vermächtnis des abgerissenen Stadtbades. So wird das Verständnis für diese wegweisende Epoche Bochums bei künftigen Entscheidungen um die Erhaltung solcher Zeitzeugnisse vielleicht stärker ausgeprägt sein.

Martin Beilmann **Der Chinesische Garten an der Ruhr-Universität Bochum**

Es war immer einer dieser besonderen Orte. Einer von den Punkten in unserer Stadt, die ich dann frequentiere, wenn sie einmal da ist, die Zeit für den müßigen Gang. Durch viel üppiges Grün - im nördlichen Zugang wissenschaftlich betreut, im Süden selbstüberlassen - erreicht man ihn, den „Chinesischen Garten“. Wobei der Ausdruck „Garten“ vordergründig befremden mag: eine Ansammlung weißer Mauern - nie zu hoch, fein dimensioniert,

Bernd Kirchner

Qian Yuan - Pfirsichblütenland

Als Ausdruck der Partnerschaft zwischen der Ruhr-Universität Bochum und der Tongji-Universität in Shanghai entstand in der Zeit von Mai bis November 1990 in Bochum ein Chinesischer Garten, der eingebettet im Botanischen Garten südlich der N-Gebäude liegt. Vorausgegangen waren die Planung des Architekten Zhang Zhen und seiner Mitarbeiter, außerdem umfangreiche Vorarbeiten an den hölzernen Bauteilen. Diese wie die keramischen Teile und einige ausgewählte Steine wurden für das Bauvorhaben aus China importiert. Die Arbeiten in Bochum wurden in Zusammenarbeit mit hiesigen Firmen und chinesischen Handwerkern ausgeführt.

Der Chinesische Garten, im südchinesischen Stil errichtet, weist in Anlage und Gestaltung seiner einzelnen Elemente über sich hinaus, er will Symbol sein für Welt und Natur. Beim Durchwandern

Literatur

Ulrich Hermanns (Bearb.), Basis Bauhaus ... Westfalen, Katalog Münster 1995; Volker Jakob, (Hg.), Lichtbilder auf Papier. Fotografie in Westfalen 1860-1960, Münster 1999. Siehe auch Katalog Egon Becker aus dem Museum Bochum.

Abbildungen

Die Abbildungen stammen aus der Sammlung des Verfassers.

● Dr. Hans H. Hanke
Am Alten Stadtpark 47
44791 Bochum

schön bekrönt - vermitteln erst einmal eine „Behausung“, in der Ansammlung von Dächern gar ein kleines Dorf. Garten kommt später. Nachdem man sich über den Zickzackweg durch die schwere Eingangstür in das Innere des „Dorfes“ begeben hat, öffnet sich der Garten, öffnet sich eine Zauberwelt: ein zentraler Teich, in seiner Fläche gebrochen von Felsen, kleinen Inseln, von Architektur und natürlich Pflanzen, diese allerdings nur pointiert gesetzt. Eine disziplinierte Ansammlung von Formen, und doch im Erscheinen vielfältig, verlockend, verwirrend. Voller Symbolik ist jedes Detail bei stetig wechselnden Perspektiven. Ein chinesischer Traum. Diesen nahe zu bringen vermag der nachfolgende Text, feinfühlig verfasst von Herrn Dipl. Ing. Bernd Kirchner (Technischer Leiter des Botanischen Gartens), der dem Leser eine kurzweilige Hilfestellung für den Besuch des Gartens sein mag.

der Gartenanlage kann der Besucher nicht nur Ruhe und Entspannung, sondern auch Anregungen zur Bewältigung seines Lebens in Harmonie finden. In diesem Sinne ist der Chinesische Garten ein Lehrgarten, der Harmonie und Ausgeglichenheit in der Welt und zwischen Mensch und Natur als erstrebenswertes Ziel vermittelt.

Der Zugang zu diesem Chinesischen Garten wird durch eine hohe Wand mit verschließbaren Toren zunächst versperrt. Oberhalb des Tores steht in chinesischen Schriftzeichen „Garten des Qian“, das ist der Dichter Tao Yuan Ming (365-427) mit dem persönlichen Vornamen Qian. Von diesem bedeutenden Dichter stammt die Sage vom Pfirsichblütenquell, die kurz wiedergegeben werden soll: Ein Fischer, der seiner täglichen Arbeit nachgeht, entdeckt unerwartet einen Wald aus blühenden Pfirsichbäumen. Er rudert flussaufwärts, bis er das Ende des Pfirsichhains und die Quelle des Flusses erreicht, die in einer Berggrotte liegt. Aus dem Berg-

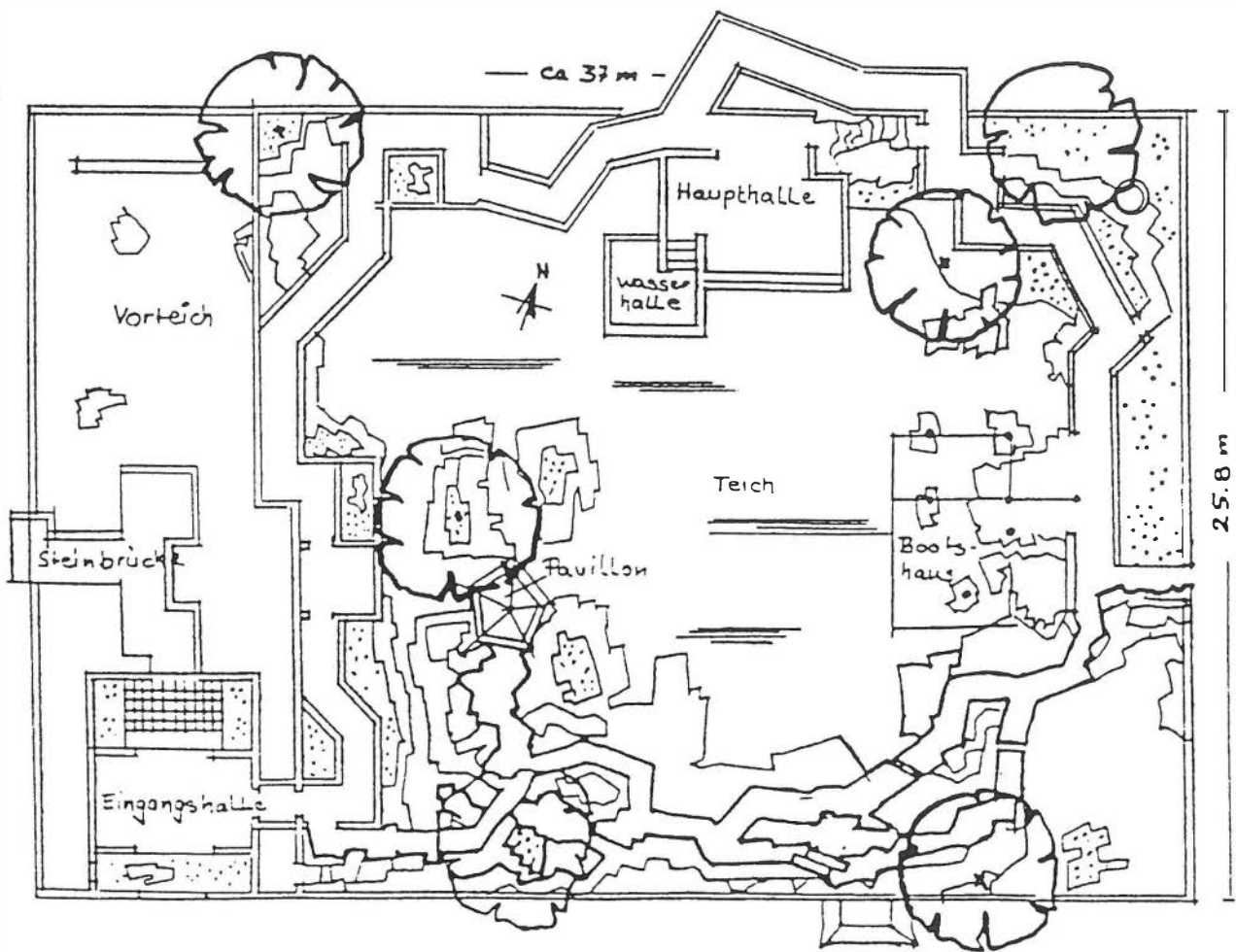


Abb. 1: Übersichtsplan Chinesischer Garten

inneren leuchtet es hell, und der Fischer begibt sich durch einen engen Zugang hinein. Im Inneren liegt eine lichte Ebene mit Feldern, Wasserflächen, schönen Häusern. Die Menschen sind glücklich und zufrieden. Sie nehmen den Fremden mit großer Gastfreundschaft auf und bewirten ihn großzügig. Nach einiger Zeit des Aufenthalts nimmt der Fischer Abschied. Auf seinem Heimweg ist er bemüht, sich den Weg genau einzuprägen, um ihn wieder finden zu können. Seine Erinnerung verblasst jedoch, und niemand hat den Weg in die Welt der glücklichen und zufriedenen Menschen je wiedergefunden.

Soweit die Sage. Betritt man nun den Garten, wird der Blick auf eine waagerechte Schrifttafel in der Eingangshalle gelenkt, die oberhalb des Fächerfensters angebracht ist. Die Schriftzeichen bedeuten etwa „Pflirsichblütenland/Oase der Ruhe außerhalb der Welt/Paradies“. Die Benennung dieses Gartens nach dem Dichter Tao Yuanming in Verbindung mit der Umschreibung Paradiesgarten führt zum Symbolgehalt dieser Anlage. Ein kleines Beet unterhalb der Schrifttafel schließt den Eingangsbe-

reich ab. Bambus und Stein sind bedeutungsvolle Elemente in dieser Komposition. Der Bambus spielt eine hervorragende Rolle in der chinesischen Kultur. Er steht für das Wesen des idealen Lebens: so wie der Bambus sich bei Wind, Schnee und anderen Belastungen neigt und sich wieder aufrichtet, ohne gebrochen zu sein, soll der Mensch sich zeitlebens in der Kunst üben, sich in sein Schicksal zu fügen, übermächtige Gefahren zu erkennen und gelassen zu bestehen, um zur gegebenen, rechten Zeit zu handeln. Dem biegsamen, aber stabilen Bambus steht der starre Stein gegenüber, der, durchlöchert und abgerundet, die Spuren äußerer Einflüsse zeigt, seine wesenseigene Festigkeit aber beibehalten hat. Dieser Stein stammt aus dem Tai-hu-See westlich von Shanghai. Mit Lochsteinen dieser Gegend werden alle original Chinesischen Gärten ausgestattet. Beginnt man nun mit dem Rundgang, fallen zur Rechten die Fensteröffnungen auf, die durch ihre dekorativen Verbauungen eher verschleiern als eröffnen. Mit diesem gestalterischen Moment soll das Interesse der Besucher für das hell durchscheinende Innere geweckt, Spannung und Neugier erhöht werden. Durch vasenförmige Türöffnungen, die auch

dem Zeichen für Frieden entsprechen, gelangt der Besucher zu einem Ort, der zum ersten Mal einen weiten Überblick in das Garteninnere zulässt. Die Hauptgestaltungselemente Wasser und Stein treten deutlich hervor. Dem Wasser, weich und anschmiegsam, jede Form annehmend, ohne sich zu verändern, ist komplementär der feste Felsen zugeordnet, das mächtige Gebirge, das seit alters her als Sitz der Götter in der chinesischen Mythologie besondere Verehrung genoss. Mit der Gestaltung des Wasserfalls, der von der Wasserhalle aus gesehen vor dem Betrachter liegt, wird betont, dass das Wasser in der Lage ist, auf Dauer den harten Felsen zu besiegen: die überströmten Felsen sind in den Berg zurückversetzt, um die Leistung des fließenden Wassers zu zeigen.

Die auffallendsten Pflanzen aus dieser Perspektive sind die Trauerweiden. Tao Yuan Ming wird der Dichter der Trauerweiden genannt, da er sie selbst in seinem Garten kultivierte. Mit ihrem frischen Austrieb symbolisieren sie den Frühling, die Jugend. Darüber hinaus steht das Bild ihrer sanft im Wind bewegten Zweige für weibliche Grazie, aber auch für Freundschaft, indem sie an die hin und her wandernden Gedanken der Freunde erinnern.

Im Weitergehen wird der Blick eingeengt. Ein Miniaturgarten, einem Gemälde ähnelnd, wechselt mit der Weite des vergangenen und nachfolgenden Ausblicks. Der überdachte Wandelgang führt in Kurven und Winkeln zur Wasserhalle. Diese Art der Wegeführung steigert den Eindruck der Größe der Gartenanlage einerseits, weist andererseits auf einen Zusammenhang mit dem menschlichen Lebensweg hin, der selten gradlinig verläuft, sondern Umwege geht und Hindernisse umläuft. Von der Wasserhalle fällt der Blick ohne Einengung auf den „Pavillon des lauen Windes in der Mondnacht“, dessen Dachspitze die Figur des Kranichs zierte. Der alles überragende und überblickende Kranich steht als Symbol für ein langes Leben. Die vorgelagerte flache Insel soll die Weite des Ausblicks unterstreichen und die Mächtigkeit der Felslandschaft betonen. In den Nischen der Felsen wachsen hängende Zwergpflanzen, die den Eindruck des Hochgebirges vermitteln sollen. Pflanzen sind nur sehr sparsam gesetzt worden, lediglich um den Charakter der bedeutenderen Felsen zu unterstreichen.

Auf dem weiteren Rundweg, der auf der Nordseite des Gartens im schattigen Halbdunkel verläuft, fal-

len die ornamentalen Aussparungen in der Außenmauer auf, deren Formen an geöffnete Lotosblüten erinnern. Diese belichten den Weg und stellen gleichzeitig eine Verbindung zur Außenwelt her. An der Wand sind drei Relieffragmente angebracht, die eine Aufsicht auf diesen Garten zeigen. Bei einfallender Abendsonne erlangen diese Darstellungen eine reizvolle Plastizität. Dem Rundgang weiter folgend gelangt der Besucher in den Brunnenhof. Die Öffnung in der Außenmauer zeigt die Form einer Kalebasse, des Gefäßes zum Schöpfen und Aufbewahren von Wasser, dem Elixier des Lebens und darüber hinaus der Unsterblichkeit. Gelbe Chrysanthemen, die Tao Yuan Ming in seinem Garten pflegte, verkörpern das Motiv der Ausdauer und Beständigkeit, denn sie blühen bis zum Frost, ohne Schaden zu nehmen.



Abb. 2: Pavillon des lauen Windes in der Mondnacht

An der Verbindungstür zu einem geplanten Erweiterungstrakt (Gesellschaftsraum, Teeküche) vorbei, gelangt man zur *Bootschalle*. Sie ist bewusst schlicht und einfach gehalten: das Dach ist mit Reet gedeckt, die tragenden Teile sind rohe Rundhölzer ohne aufwendige Bearbeitung. Das tief herabgezogene Dach lenkt den Blick auf die Wasserfläche und das Spiegelbild des Himmels. Der Besucher wird eingeladen, in entspannender Atmosphäre mit dem Boot seiner Imagination durch die Welt zu fahren und sie in ihrer Vielfalt und Wechselhaftigkeit zu erleben. Nach Verlassen des Bootshauses verläuft der Weg im Freien. Vorbei an Trauerweide, Pfirsichbaum, am Fuß des Gebirges entlang wird der Besucher in eine Berghöhle geführt, die ihm ein Gefühl von Geborgenheit, aber auch ein weiteres sensorisches Erlebnis vermittelt: den Wechsel der Temperatur. Die Kühle der Grotte wird durch einen

nach innen geleiteten Teil des Wasserfalls verstärkt. Vor Erreichen der Eingangshalle lädt der Pavillon mit seinen Sitzbänken zum Verweilen ein. Von hier aus wird der Rundblick auf die inneren Gartenanlagen frei.

Auf diesem Rundgang, der sich seinem Ausgangspunkt nähert, konnten längst nicht alle erwähnenswerten Aspekte beleuchtet werden. Dies ist auch nicht beabsichtigt. Vielmehr soll der Besucher selbst seine Wahrnehmung schärfen und ermuntert werden, die vielfältigen Aspekte dieser Gartenanla-

ge und ihrer Symbolik mitzerleben. Der Chinesische Garten ist ein Modell der Natur, facettenreich, erlebnisträchtig und anregend. Wenn der Besucher sich einlassen kann auf den meditativen Impetus dieser Gartenanlage, kann er hier Muße und Entspannung finden und eine Ahnung von der anzustrebenden Harmonie zwischen Mensch und Natur bekommen.

Der Verfasser dankt den Herren Professoren Zhang Zhenshan und Dr. Alfred Hoffmann für anregende Gespräche und Informationen.

Dieser besondere Ort nun ist seit rund fünf Jahren gefährdet: undichte Ziegel haben Wasser in die Dachkonstruktion eindringen lassen, unterliegende und auch tragende Bauteile sind teilweise zerstört. Aus diesem Grund wurde der Chinesische Garten im Winter 1999/2000 geschlossen.

Um diesen Prozess zu stoppen, haben wir gegen Ende des März den Förderverein „Der Chinesische

Garten“ begründet. Die geschätzten Sanierungskosten - und somit das „Sammelziel“ des Vereins - liegen bei rund DM 1.000.000,-.

Ab Juli 2000 ist der Garten in Teilen wieder geöffnet, auch, um interessiertem Publikum weiterhin kleinere Besuche zu ermöglichen. Mit ersten baulichen Maßnahmen ist zum Spätsommer zu rechnen, sofern sich der Verein wie erhofft entwickelt.

Für Ihr Interesse bedanken wir uns im Voraus.

Für eine Unterstützung zur Hilfe hat der Verein ein *Spendenkonto* eingerichtet:

Konto-Nr. 340 58 67
bei der *Sparkasse Bochum* (BLZ 430 500 01)

Quittungen für das Finanzamt können selbstverständlich ausgestellt werden, bis zu einem Betrag von DM 100,- reicht allerdings das Überweisungsformular.

Für eine *Mitgliedschaft* wenden Sie sich bitte an die Geschäftsführung

**Der Chinesische Garten e. V. Förderverein zur Erhaltung des Chinesischen Gartens
Im Botanischen Garten der Ruhr-Universität Bochum**

Martin Beilmann (Geschäftsführung), Ewaldstraße 9, 44789 Bochum
Tel.(0234) 32514-14 / Fax 32514-15
e-mail: beilmannseitarchitekten@t-online.de

oder an das

**Sekretariat des Botanischen Gartens der RUB
Universitätsstraße 150
44801 Bochum**

● Neben der Denkmalpflege hat sich die Kortum-Gesellschaft Stadtgeschichte und Heimatkunde als thematische Schwerpunkte gesetzt. Nicht zuletzt durch die Herausgabe der *Bochumer Zeitpunkte* reagiert sie auf das gewachsene Interesse an diesen Gebieten in den letzten Jahren.

Wer sich als Laie intensiv mit Stadtgeschichte, Heimatkunde und Denkmalschutz beschäftigt, stößt unwillkürlich auf die Frage nach dem Sinn und Zweck der Heimatgeschichte in der heutigen modernen, schnell-

lebigen und auf die Zukunft ausgerichteten Zeit. - Haftet ihr nicht ein Geruch von Provinzialität, von Kirchturmmentalität an, und trübt sie nicht den Blick auf die Probleme in der näheren Umgebung und in der weiten Welt? Versucht sie nostalgisch die „gute alte Zeit“ zu bewahren oder kann sie positive Veränderungen herbeiführen und über ihren regionalen Bereich hinaus Wirkung zeigen?

Im Zusammenhang mit einer Veröffentlichung von heimatgeschichtlichen Artikeln, Aufsätzen oder größeren Abhand-

lungen tauchen für den forschenden Laien bisweilen Schwierigkeiten auf. Unklare Vorstellungen über Umfang und Stil, Gliederung und Zielsetzung, Quellenvergleich und Begrifflichkeit verunsichern in manchen Fällen den Schreiber und beeinträchtigen folglich die Güte der Publikation.

Für die *Bochumer Zeitpunkte* und mit besonderem Blick auf die nichtprofessionellen Heimatforscher gibt Herr Dr. Arnd Kluge nachfolgend einige Gedanken und Anregungen zu diesen Themenkomplexen. (pk)

Arnd Kluge

Heimatgeschichte und Heimatgeschichtsschreibung heute

Heimat ist ein „Schlüsselbegriff“ nicht nur des neuen Brockhaus, der ihm fast drei Seiten widmet. Heimat ist, wo man sich zu Hause fühlt, sich räumlich und zeitlich orientiert, seine persönliche Identität und Sicherheit gewinnt und in eine Gemeinschaft integriert ist. Trotzdem kann Heimat nicht eindeutig definiert werden. Für einen Bochumer mag Deutschland seine Heimat sein, wenn er auswandert, Nordrhein-Westfalen, wenn er sich im Urlaub in Bayern aufhält, Bochum, wenn er mit einem Essener spricht, oder Bochum-Werne, wenn er zum Einkauf in die Innenstadt fährt. Für Kinder ist Heimat noch enger begrenzt: die Straße, in der sie aufwachsen, oder das Haus, in dem ihre Familie wohnt.

Heimat ist durch Gefühle geprägt und deshalb ein stark umstrittener und eminent politischer Begriff. Sie ist an ihren siamesischen Zwilling „Heimatliebe“ gebunden. Wer etwas liebt, versucht es in dem Zustand zu erhalten, den er liebt. Heimatliebe ist daher tendenziell konservativ, ja sie kann sogar reaktionär sein, indem sie die Flucht vor den großen Problemen der Zeit ermöglicht. Ihr haftet der Geruch von Provinzialität an, von einer Einstellung, die nicht über den Kirchturmand hinaus blickt und alles Fremde ignoriert. Im Extrem kann die Abgrenzung vom Fremden bis zu Fremdenhass und ausländerfeindlichen Ausschreitungen führen, wie die Entwicklung der letzten Jahre - nicht nur in Deutschland - mit zahlreichen Beispielen drastisch

belegt. Heimatliebe, die Fremdenhass beinhaltet, ist selbst entfremdet, enturzelt.

Seit den siebziger Jahren sind neben der traditionellen, fortschrittskritischen, bürgerlich bestimmten Richtung der Heimatliebe, die sich seit der Jahrhundertwende in der Heimatschutzbewegung organisierte, Heimatbewegungen meist jüngerer Menschen entstanden, die das zu Verändernde gegenüber dem zu Bewahrenden betonen. Heimat ist ihnen nicht ein romantisch verklärter, auf bestehendem Niveau zu konservierender Zustand, sondern die dauernde Aufgabe, Bedrohtes zu schützen und Bestehendes zu verbessern. Über dem Alltag im Nahbereich sollen die „großen“ Probleme nicht vergessen werden. „Global denken, lokal handeln“, ist eines der Schlagworte dieser Bewegung. In Bürgerinitiativen, Heimat- und Naturschutzvereinen ziehen Traditionalisten und Modernisten bisweilen an einem Strang, doch sind die Unterschiede in den Auffassungen und Aktionsformen beider Gruppierungen nicht zu übersehen.

Grundlage der Heimatliebe ist Heimatgeschichtsschreibung. Heimatgeschichte ist nicht nur ein Sachgebiet der Heimatpflege neben anderen, wie dem Umwelt- und Denkmalschutz oder der Volkskunde, sondern die Grundlage aller heimatpflegerischen Tätigkeiten. Heimatliche Identität, die subjektive Bestimmung des heimatlichen Raumes, beruht auf historisch gewachsenen Verhältnissen. Wer sich als Westfale fühlt, bezieht sich - bewusst oder unbewusst - auf jahrhundertlange Entwicklungen vom sächsischen Teilstamm der Westfalen über zahlreiche mittelalterliche und frühneuzeitliche Herrschaften auf dem Gebiet des heutigen Westfalen und die spätere preußische Provinz, bis zur Gründung des Landes Nordrhein-Westfalen und des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Wer sich

als Bochumer fühlt, kann sich auf eine jahrhundertalte Geschichte der Kernstadt berufen oder auf die Entwicklung Bochums seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert, als die Stadt ihr Erscheinungsbild völlig veränderte, oder auf den Zeitpunkt, in dem der Stadtteil, in dem er wohnt, nach Bochum eingemeindet wurde. Immer muss er sein Heimatgefühl an historischen Zeitpunkten und -räumen fixieren. Nur durch den Rückgriff auf die Geschichte können Maßstäbe gefunden werden, die ein begründbares Urteil darüber erlauben, welche natürlichen, architektonischen oder kulturellen Gegebenheiten des Heimatraumes erhalten, wiederhergestellt, verändert oder abgeschafft werden sollen.

Wie der Heimatbegriff allgemein, ist auch die Heimatgeschichtsschreibung emotional aufgeladen und daher besonders anfällig für weltanschauliche und politische Einflüsse. Die vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen bürgerlichen Heimat- und Geschichtsvereine pflegten häufig ein Geschichtsbild, in dem die „gute alte Zeit“ des Mittelalters und der frühen Neuzeit gegen die fortschreitende Industrialisierung und Demokratisierung der (damaligen) Gegenwart beschworen wurde. Elitäres Bewusstsein paarte sich mit der Angst vor „Gleichmacherei“, „Vermassung“ und dem Verlust traditioneller Wertvorstellungen.

Die nationalsozialistische Propaganda hatte es nicht schwer, diese Saat zu kultivieren und den Heimatbegriff für ihre Zwecke umzudeuten. Aus Heimatbewusstsein wurde Heimattümelei, aus der Liebe zur Heimat der Hass auf Fremdes und für fremd Erklärtes.

Nach dem Untergang des nationalsozialistischen Deutschland knüpfte man - wie auch in vielen anderen Lebensbereichen - in der Heimatgeschichtsschreibung der Bundesrepublik wieder bei der unverdächtigen Weimarer Zeit an. Die Modernisierungsbestrebungen der vom geographischen Ansatz her verwandten Landesgeschichtsschreibung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts waren allerdings an der Heimatgeschichte bis dahin fast spurlos vorbegegangen. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Themen, strukturgeschichtliche Ansätze und statistische Methoden, welche seit dem berühmten Streit über das Werk des Historikers Karl Lamprecht um die Jahrhundertwende unter dem Titel „Kulturgeschichte“ vorsichtig Einzug in die Landesgeschichtsschreibung gehalten hatten, wurden von der Heimatgeschichte bis in die sechziger Jahre überwiegend ignoriert. Zwischen der großräumigen, moderneren Landes- und der kleinräumigen, veralteten Heimatgeschichte klaffte eine breite Lücke im wissenschaftlichen Niveau. Die traditionelle Verachtung, mit der professionelle Landeshis-

toriker auf die meist von Laien oder „Halbprofis“ (z.B. Geschichtslehrern) zur Belehrung eines lokalen Adressatenkreises betriebene Heimatgeschichte herabsahen, wurde zementiert, Vorurteile wurden bestätigt.

Anstöße zur Modernisierung der Heimatgeschichte erfolgten seit den sechziger Jahren aus verschiedenen Richtungen. Von der französischen „Schule der Annales“ (sozialgeschichtlich ausgerichtete Historiker, die sich um die Zeitschrift *Annales d'histoire économique et sociale*, gegründet 1929, gruppieren) und neopositivistischen wie auch „emanzipatorisch-kritischen“ Ansätzen der Sozialphilosophie beeinflusst, gelangten strukturanalytische Verfahrensweisen in die deutsche Geschichtswissenschaft. Stilprägend wirkte die Bielefelder Schule der Geschichtswissenschaft. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Forschungen wurden ausgebaut und vielfach mit höheren statistischen Methoden unterlegt. Bildungsexpansion und wachsendes Interesse an Geschichte als Freizeitbeschäftigung ließen die Grenzen zwischen akademischer und laienhafter Geschichtsforschung verschwimmen. Der Kreis der akademisch vorgebildeten „Hobbyhistoriker“ wuchs stetig, wodurch neuere historiographische Methoden in die Heimatgeschichtsschreibung transportiert wurden.

Impulse erhielt die Heimatgeschichte ebenfalls von der Regionalgeschichte. Geburtshelfer der Regionalgeschichte war die DDR. In der DDR fiel die herkömmliche Landes- und Heimatgeschichtsschreibung unter Ideologieverdacht. Man unterstellte ihr imperialistische Neigungen (Ostforschung), dynastischen (Fürstenbezogenheit), partikularistischen (Kleinräumlichkeit) und Klassencharakter („Stämme“ verschleiern Klassen). Infolge ihrer konservativ-bürgerlichen Grundorientierung und ihres Missbrauchs in der nationalsozialistischen Zeit wurde die traditionelle Landes- und Heimatgeschichte unterdrückt. Als Gegenkonzept wurde Regionalgeschichte betrieben (teils auch unter den Termini „Heimatgeschichte“ oder „Landesgeschichte“), als eine auf kleinere geographische Einheiten (Bezirke als Nachfolger der Länder, Städte, Dörfer) bezogene sozialistisch geprägte Geschichtsschreibung. Dominierte zunächst die regionale Arbeitergeschichte, so ließ man seit den achtziger Jahren auch wieder andere Themen zu.

Da sich in den sechziger Jahren bei Historikern der Bundesrepublik zunehmend Unzufriedenheit mit der herkömmlichen Ausrichtung der Landesgeschichte einstellte, formulierte man Regionalgeschichte hier als neues Konzept in doppelter Gegerschaft zur herkömmlichen Landesgeschichte und zur Regionalgeschichte der DDR. Was eine Region

ist, richtet sich nach der Fragestellung der jeweiligen historischen Untersuchung: Wirtschaftsräume, Geschichtslandschaften, Gebietskörperschaften jeden Umfanges und andere Einteilungen können Objekte der Regionalgeschichte sein. Insofern lassen sich, obwohl das Konzept Regionalgeschichte aus der Landesgeschichtsforschung stammt, auch heimatgeschichtliche Arbeiten einbegreifen. Gemeinsam sind allen regionalgeschichtlichen Ansätzen die stark analytische Ausrichtung (im Unterschied zu erzählenden Gesamtdarstellungen), die Konzentration auf die neueste Zeit (anstelle der intensiven Erforschung des Mittelalters und der frühen Neuzeit) und das Bestreben, Mikro- und Makrohistorie zu vereinen: Kleine Einheiten werden als Konkretisierung, Differenzierung, Voraussetzung und Folge umfassender historischer Vorgänge verstanden. Heimatgeschichte erhält in einer solchen Geschichtsauffassung ihren legitimen Ort als eine Detailanalyse, die nicht nur zur Vermittlung der „großen Geschichte“ bei interessierten Laien beiträgt, sondern ebenfalls der akademischen Disziplin Geschichtswissenschaft Stoff für vergleichende Betrachtungsweisen liefert. Paradebeispiele dieser Tendenz sind die vergleichende Städteforschung und die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Zeit „vor Ort“, die neben Universitätshistorikern und Kommunalarchivaren vor allem von Geschichtswerkstätten und engagierten (meist jüngeren) Einzelpersonen betrieben wird.

Heimatgeschichte ist damit als vollwertiger Teil in die Geschichtswissenschaft eingebettet. Sie verliert ihren Makel der Oberflächlichkeit, Rückständigkeit, Banalität, Laienhaftigkeit im schlechten Sinne. Sie steht aber auch vor weitaus größeren Anforderungen an die Qualität der Arbeiten als je zuvor. Schlichte Ortschroniken, welche die (wie bestimmten?) „wichtigen Ereignisse“ eines Ortes aufzählen, genügen nicht mehr. Die Frage, wie Laien der Geschichtswissenschaft, weiterhin die Hauptträger der Heimatgeschichte, den methodologischen Ansprüchen der Fachwelt genügen sollen, stellt sich dringender denn je. Sind die Anforderungen mittlerweile so hoch, dass man Heimatgeschichte nur noch Profis zumuten kann? Verhindert die emotionale Bindung der Heimatforscher nicht von vornherein die wissenschaftlich objektive Betrachtung der Geschehnisse?

Der Subjektivitätsvorwurf gegen Heimatforscher ist alt und tief verwurzelt. „Sine ira et studio“ („Ohne Zorn und Eifer“), gefühllos, kalt und distanziert soll der Historiker dem historischen Geschehen gegenüber treten. Nur so könne er objektiv sein und die historische Wahrheit herausfinden. Als Gegenposition zur bis dahin üblichen Bekenntnis- und Auftragsgeschichtsschreibung wurde diese Position von

der beginnenden universitären Historikerkunft im 19. Jahrhundert formuliert. Leopold von Rankes Ziel, festzustellen, „wie es eigentlich gewesen ist“, wurde zum Glaubenssatz der deutschen Historikerschaft. Liebe zum Objekt, wie sie den Heimatforscher auszeichnet, disqualifiziert in den Augen dieser Historiker jede Forschungstätigkeit, macht sie zur unwissenschaftlichen Spielerei.

Vieles kann gegen diese Position vorgebracht werden. Die scheinbar „objektiven“ Wissenschaftler stehen trotz ihrer hohen Ideale ebenfalls nicht über den Dingen, sondern mitten im Geschehen: Sie sind meist Beamte, also Staatsdiener, müssen sich um Drittmittel für ihre Forschungsvorhaben bei halbstaatlichen oder privaten Geldgebern bemühen und gehören, wie andere Menschen auch, bestimmten sozialen Schichten, Glaubengemeinschaften und politischen Parteien an. Bereits Goethe betonte die unauflösliche Verwobenheit der Geschichtsforschung mit Interessen, wenn er meinte, das Beste an der Geschichte sei der Enthusiasmus, den sie hervorbringe. Und wer ist schließlich bereit, sich über lange Zeit, vielleicht Jahrzehnte, einem Thema der Vergangenheit zu widmen, wenn er nicht irgendeine Absicht damit verfolgt? Einige neuere Richtungen der Geschichtswissenschaft (z.B. die feministische Richtung der Frauenforschung) gehen sogar so weit, jeder scheinbar interesselosen Beschäftigung mit Geschichte von vornherein den Wissenschaftscharakter abzuspochen.

Herz und Verstand, eine starke persönliche Motivation und das Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit brauchen sich nicht auszuschließen. Um bei der Nachprüfung der eigenen Ergebnisse vor Kollegen bestehen zu können, muss sich auch ein interessegeleiteter Forscher um Faktentreue bemühen. Intersubjektive Prüfung durch andere Fachleute vertritt in der Forschungspraxis die fehlende Objektivierbarkeit, da Experimente - wie in den Naturwissenschaften - in der Geschichtswissenschaft infolge ihres rückblickenden Charakters bekanntlich nicht möglich sind. Die Chance, eine solche Prüfung unbeschadet zu überstehen, steigt, wenn man nicht nur auf die eigene Genialität vertraut, sondern auf anerkannte wissenschaftliche Methoden setzt.

Zielsetzung

Gleich zu Beginn einer Arbeit sollte man sich über die Ziele der Untersuchung klar sein. Ein bisschen „Selbsterfahrung“ hilft, rascher zu den Ergebnissen zu kommen, die man sucht. Was soll erreicht, was bewiesen oder widerlegt werden? Wie ändern sich die Ziele im Fortgang der Untersuchung? Anlässlich der Veröffentlichung der Ergebnisse sollte man

über die Ziele, die man verfolgt hat, Rechenschaft ablegen. Der Leser oder der Hörer kann dann dem Gedankengang, der ihm vorgetragen wird, leichter folgen.

Themenwahl

Das Thema einer historischen Untersuchung sollte nicht zu umfangreich sein. Meist stellt sich später heraus, dass auch kleine Themen mehr Arbeit machen als man vorher dachte. Nachdem ein kleines Thema abgeschlossen ist, kann man problemlos ein neues Thema bearbeiten. Wählt man hingegen ein zu umfassendes Thema, so besteht die Gefahr, dass man die Lust verliert oder zur Oberflächlichkeit neigt, um fertig zu werden. Die zeitlichen Möglichkeiten, die man hat, sollten bei der Wahl des Themas so berücksichtigt werden, dass man in der Lage ist, das Thema innerhalb von höchstens zwei bis drei Jahren abzuschließen. Selbst für Dissertationen, die in der Regel drei bis fünf Jahre lang (ohne Nebenverpflichtungen!) bearbeitet werden, werden oft winzige Themenausschnitte gewählt. Je enger ein Thema räumlich, sachlich und vor allem zeitlich abgesteckt wird, desto leichter fällt die Realisierung der Aufgabe. Nicht einmal erfahrene Berufshistoriker haben heute noch den Überblick über alle Gebiete ihres Faches. Eine zusammenfassende Ortschronik setzt umfangreiche Vorstudien voraus und einen in vielen Epochen und Sachgebieten sattelfesten Bearbeiter.

Gliederung

Der Inhalt der Untersuchung sollte von Beginn an gegliedert werden. Sicherlich muss diese Gliederung später mehrfach geändert werden, doch die Mühe lohnt sich, da man jederzeit einen Überblick über den Stand der eigenen Forschungen hat.

Vergleich

Wissenschaftliches oder wissenschaftlich orientiertes Arbeiten beruht auf dem Vergleich als der Basismethode schlechthin. Um den Wahrheitsgehalt einer Quelle abschätzen zu können, muss man diese mit anderen Quellen vergleichen („Quellenkritik“). Die Ergebnisse einer Untersuchung sollten mit den Ergebnissen ähnlicher Untersuchungen in anderen Orten verglichen werden. Universitäts-, Landes- und Stadtbibliotheken sowie Kommunal- und Staatsarchive können bei der Literaturbeschaffung behilflich sein. Zustände in verschiedenen Epochen sowie vergangene und heutige Zustände sollten ebenfalls miteinander verglichen werden. Dies schärft den

Blick für Besonderes und Allgemeines und relativiert manche Position der Gegenwart.

Quellen

Bei der Wahl der Quellen zu einem Thema sollte man nicht zimperlich sein. Nach Paul Kirn (Einführung in die Geschichtswissenschaft, 6. Auflage, Berlin 1972, S. 29) sind Quellen „alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“. Dazu zählen nicht nur die üblicherweise verwendeten Urkunden und Akten, sondern auch Karten und Pläne, Fotos und Flugblätter, die nicht nur illustrativen Charakter haben. Für die Zeitgeschichte sind ebenfalls Filme und Tonaufnahmen sowie mündliche Überlieferungen wichtige Quellen. Interviews mit Zeitzeugen, eine Quellengattung, die der Heimatforschung besonders nahe liegt, können wichtige Ergänzungen zum schriftlichen Material darstellen, müssen allerdings besonders kritisch geprüft werden, da mit Vergessen und Verfälschen bei den Befragten gerechnet werden muss. Auch gegenständliche Quellen (z.B. Straßenverläufe, Architektur, Gegenstände im Heimatmuseum) können zum Sprechen gebracht werden. Das Gerüst einer heimatgeschichtlichen Darstellung wird jedoch in aller Regel durch schriftliche Unterlagen gebildet, die meist in öffentlichen Archiven, gelegentlich auch bei Kirchengemeinden, Vereinen, Firmen oder Privatleuten zu finden sind. Bei der Quellensuche sind die kommunalen Archive behilflich, die weitere Ansprechpartner kennen.

Begrifflichkeit

Bei jeder historischen Forschung besteht das Problem der angemessenen Begrifflichkeit. Inwieweit sind Begriffe der heutigen Sprache geeignet, historische Zustände zu beschreiben? Ein mittelalterliches Herrschaftsgebilde ist kein moderner Staat, ein Handelshaus des 16. Jahrhunderts kein Unternehmen. Hier muss man versuchen, entweder neue Kunstbegriffe zu bilden (z.B. „Personenverbandsstaat“ statt „Territorialstaat“), oder die Ausdrücke der zeitgenössischen Quellen verwenden, die erläutert werden müssen. Quellenbegriffe müssen mit äußerster Vorsicht gelesen werden. Ein Ritter des 10. Jahrhunderts ist etwas anderes als einer des 15. Jahrhunderts. Was meint ein Adliger des 17. Jahrhunderts, wenn er sich selbst als Ritter bezeichnet, obwohl es Ritter nach dem üblichen Verständnis nur bis in das 16. Jahrhundert gab? Ein Blick in die geschichtswissenschaftliche Fachliteratur oder ein historisches Begriffslexikon ist erforderlich, auch bei Begriffen, von denen man annimmt, ihren Be-

deutungsgehalt sicher zu kennen. Da auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten bedeutende Forschungen durchgeführt worden sind, sind ältere Nachschlagewerke kaum noch verwendbar.

Theorien

Alle Aussagen über geschichtliche Vorgänge und Verhältnisse sind Theorien, d.h. Anschauungen oder Ansichten. Selbst scheinbar „harte“ Fakten tragen Momente der Unsicherheit in sich. Dass Karl der Große am Weihnachtstag des Jahres 800 zum Kaiser gekrönt wurde, mag als unbestritten gelten, da es von mehreren Quellen unabhängig voneinander belegt wird. Warum dieses Datum ein Gegenstand der Geschichte und keine unwesentliche Banalität ist, was die Krönung für Zeitgenossen und Nachwelt bedeutete und aus welchen Gründen sie erfolgte, ist aber keineswegs abschließend geklärt, sondern lediglich Objekt der mehr oder minder gut begründeten gelehrten Spekulation. Diese Schwierigkeit stellt sich grundsätzlich für alle historischen Epochen, einschließlich der jüngsten Zeitabschnitte. Immer wenn nach Ursachen und Folgen einzelner Ereignisse gefragt wird, also nach dem geschichtlichen Zusammenhang, tritt zu den historischen Einzelfakten die Interpretation des Historikers als bestimmendes Element hinzu. Die „Fischer-Kontroverse“ zu den Thesen Fritz Fischers über die Schuld am ersten Weltkrieg oder der „Historiker-Streit“ zum historischen Stellenwert des Nationalsozialismus demonstrieren dies deutlich. Aus geschichtlichen Darstellungen sollte daher stets sichtbar sein, dass es sich um (begründete) Meinungen des Autors, nicht aber um feststehende Tatsachen handelt.

Das Allgemeine, Überindividuelle in der Geschichtswissenschaft

Geht es in der Geschichtsschreibung darum, „forschend zu verstehen“, „wie es eigentlich gewesen ist“, wie Johann Gustav Droysen und Leopold von Ranke, die maßgeblichen deutschen Geschichtsmethodologen des 19. Jahrhunderts, meinten? Gehört Geschichtsforschung nach Wilhelm Windelband zu den „idiographischen“, das Individuelle beschreibenden, oder zu den „nomothetischen“, Gesetze aufstellenden Wissenschaften? Die älteren Historiker - und ebenfalls viele der neueren, gestützt von Karl Raimund Poppers Verdikt des „Historismus“ - waren durchweg der Ansicht, Gesetze ermitteln und Prognosen aufstellen könne die Geschichtswissenschaft nicht. Dies sei den Naturwissenschaften, allenfalls noch den „systematischen Sozialwissenschaften“ vorbehalten. Auf der anderen Seite stellt

sich die Frage, was eine Wissenschaft soll, wenn sie keine Aussage für die Zukunft gestattet. Geschichte als Steinbruch anderer Wissenschaften zu benutzen, ist manchmal durchaus sinnvoll, aber dürftig: Eine Wissenschaft ohne Eigenwert kann bedenkenlos aufgelöst werden.

Hier wird die These vertreten, dass Geschichtswissenschaft sehr wohl eine in vielfacher Hinsicht auf das Allgemeine, Überindividuelle hin orientierte Wissenschaft ist:

- Individuelles ist als solches nur durch den Vergleich mit anderem zu erkennen. Die Beschreibung des Besonderen setzt Allgemeinbegriffe voraus, die Beschreibung der Menschengeschichte die Naturgesetze als Fixpunkte.
- Den Historiker interessieren Einzelereignisse häufig nur, wenn sie beispielhaft oder typisch sind. Untersucht wird Ritter Kunibert LXXXVI. nicht, weil er eine wichtige Persönlichkeit war, sondern lediglich als Vertreter der mittelalterlichen Ritterschaft, als einer unter vielen. Aus der Analyse einer größeren Anzahl Einzelpersonen wird geschlossen, wie „der“ Ritter des Mittelalters war.
- Was für Persönlichkeitstypen gilt, gilt natürlich ebenso für typische Ereignisfolgen. Wie sieht eine typische Revolution aus? Wie verläuft eine soziale Bewegung? Welche Stadien hat ein Krieg? Praktiker und praxisorientierte Wissenschaften haben derartige Untersuchungen historischer Teilgebiete schon immer durchgeführt, um aus der Geschichte zu lernen. Militärgeschichte stammt aus der Auseinandersetzung mit der Kriegsführung im Rahmen der Offiziersausbildung (man denke an Clausewitz), Sozialgeschichte wurzelt zu einem erheblichen Teil in dem Bestreben, das Los unterprivilegierter Schichten zu verbessern. Lediglich die Nationalgeschichtsschreibung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts leugnete strikt jede Praxisrelevanz historischer Verallgemeinerungen, um ihrem Paradigma der historischen Einzigartigkeit der Nation gerecht zu werden.

Für den Heimatforscher haben diese Ausführungen vor allem zwei oben bereits angedeutete Konsequenzen: Stets die verwendete Begrifflichkeit in Fachlexika zu überprüfen und Einzelnes mit dem Allgemeinen zu vergleichen. Inwieweit lässt sich die Entwicklung eines Ortes unter die übliche historiographische Begrifflichkeit subsumieren? Inwieweit weicht sie ab? Lassen sich Gründe für Übereinstimmungen und Abweichungen angeben? Welche Schlüsse lassen sich aus der Untersuchung für die Zukunft des Ortes ziehen? Wird Heimatgeschichtsschreibung mit dieser umfassenden Per-

spektive betrieben, hat sie Bedeutung weit über ihr geographisches Bezugsfeld hinaus.

Statistik

Nachdem beschreibende Statistik selbstverständlicher Bestandteil der Wirtschafts- und Sozialgeschichte seit ihren Anfängen gewesen ist, haben seit den siebziger Jahren auch Verfahren der analytischen Statistik in die Geschichtsforschung Einzug gehalten. Computer machen möglich, was der Trendwandel der Geschichtswissenschaft fordert. Einflüsse aus Frankreich - „Schule der Annales“ - und den USA - „Cliometrics“, die Verbindung von Geschichtsforschung („Clio“) und theoretischer Wirtschaftswissenschaft („[Econo-]metrics“) - sowie von Seiten der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, veranlassten deutsche Historiker, sich quantitativen Fragestellungen zuzuwenden, und Fortschritte bei Hard- und Software verführten zu Experimenten. Leider entsprechen die Ergebnisse statistischer Analysen in der Geschichtsforschung nur selten dem Enthusiasmus bei ihrer Anwendung. Außer der Kenntnis der Computerprogramme setzt der erfolgreiche Umgang mit komplexen statistischen Methoden umfangreiche wissenschaftstheoretische und mathematische Kenntnisse voraus. Methoden der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften dürfen nicht einfach übernommen werden, da Spezifika des historischen Datenmaterials (Lückenhaftigkeit, Uneinheitlichkeit, niedrige Skalenniveaus) zu beachten sind. Besondere Vorsicht ist bei der Interpretation der mathematischen Resultate geboten, deren historische Relevanz oft überbewertet wird. Scheitern an diesen Hürden, obwohl mittlerweile umfangreiches Schrifttum vorliegt und ein Netz wissenschaftlicher Beratungs- und Schulungseinrichtungen geschaffen wurde, nach wie vor zahlreiche Universitätswissenschaftler, so dürfte dies in besonderem Maße für Laienhistoriker zutreffen. Von der Anwendung höherer statistischer Methoden in der Heimatforschung ist daher im allgemeinen abzuraten, während einfache Tabellenauszahlungen zum traditionellen und empfehlenswerten Handwerkszeug der Geschichtsforscher zählen.

Darstellung

Die Darstellung heimatgeschichtlicher Untersuchungen kann sich der Form der Erzählung einer Ereignisfolge oder der analytischen Beschreibung bedienen. Beide Formen haben ihre Berechtigung. Die Erzählung, weil sie einen Ablauf kurz, elegant und unterhaltsam wiederzugeben gestattet, die Analyse, weil sie den Argumentationszusammenhang deutli-

cher werden lässt. Auch eine dichte Erzählung setzt - zumindest implizite - Theorien voraus, die idealerweise offengelegt, also analysiert werden sollten. Der Unterschied zwischen Erzählung und Analyse, der in der geschichtstheoretischen Diskussion bisweilen pointiert wird, ist keiner der Untersuchungs-, sondern lediglich einer der Darstellungsmethode. Heimatgeschichtliche Darstellungen, die sich an einen breiten und nicht unbedingt fachlich vorgebildeten Empfängerkreis richten, tun gut daran, zwischen beiden Darstellungsweisen zu wechseln, um Einseitigkeiten zu vermeiden. Dass der Empfängerkreis heimatgeschichtlicher Arbeiten meist eine einfache, allgemein verständliche Sprache bedingt, braucht kaum erwähnt zu werden. Wohltuend, wenn eine Veröffentlichung nicht unter dem „Aküfi“ (Abkürzungfimmel) leidet, einer epidemischen Krankheit in Wissenschaftskreisen. Dies gilt insbesondere, wenn nicht in Buchform, sondern in Zeitungsartikeln, Radio- oder Fernsehbeiträgen oder Vorträgen, also Medien, die eine rasche Auffassungsgabe des Empfängers voraussetzen, publiziert wird.

Die alte Frage, ob bei schriftlichen Veröffentlichungen zur Heimatgeschichte auf die Angabe von Anmerkungen verzichtet werden soll, ist nicht eindeutig mit Ja oder Nein zu entscheiden. Anmerkungen geben die Belegstellen des Autors wieder und ermöglichen dem Leser auf diese Weise, die Darstellung zu überprüfen. Sie sind Ausdruck der Ehrlichkeit des Autors, der sich nicht mit fremden Federn schmücken will, sondern klar seine eigene Meinung von der anderer unterscheidet. Wenigstens in Schriften, welche den Umfang eines Zeitungsartikels überschreiten, nicht bloß Bekanntes zusammenfassen und nicht rein essayistisch sind, sollten in der Regel Anmerkungen angegeben werden. Sie hemmen den Lesefluss nicht, wenn man sie ausschließlich für Belegstellen benutzt, statt in ihnen längere Diskussionen zu führen, und sie an das Ende einer Seite, eines Kapitels oder des Gesamttextes stellt.

Sind angesichts all dieser Anforderungen heimatgeschichtliche Arbeiten überhaupt noch möglich? Selbstverständlich! Im Grunde betreffen die genannten Punkte überwiegend Banalitäten. Nur konsequent anwenden müsste man sie, was eher selten ist. Immer wieder sollte man sich selbst anhand dieser oder einer ähnlichen „Checkliste“ kritisch kontrollieren, ob man gegen einen der Grundsätze verstößt. „Betriebsblindheit“ beugt man vor, indem man sämtliche Vorhaben unter möglichst vielen und möglichst kritischen Kollegen zur Diskussion stellt, und zwar *vor* der endgültigen Veröffentlichung. Man nimmt Teil an einem leben-

digen Forschungsprozess, der anregend ist und zur weiteren Arbeit motiviert. Geschichtsarbeitskreise der Volkshochschulen, historische Vereine und Kommunalarchive unterziehen sich gern den damit verbundenen Mühen. Die Ergebnisse lohnen den Aufwand und die zeitliche Verzögerung, die damit verbunden ist.

Zur Literatur

Zur Geschichte des Heimatbegriffs, der Heimatbewegung und der Heimatgeschichte sind zahlreiche Veröffentlichungen erschienen. Als einführende Literatur zum Thema wird auf folgende Titel verwiesen:

- Karlheinz Blaschke, Die Landesgeschichte in der DDR - ein Rückblick, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 1990, S. 243-261
- Carl-Hans Hauptmeyer (Hrsg.), Landesgeschichte heute, Göttingen 1987

- Edeltraut Kluebing (Hrsg.), Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991

- Martin Roth, Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution, Berlin 1990

- Peter Sonnet, Heimat und Sozialismus. Zur Regionalgeschichtsschreibung in der DDR, in: Historische Zeitschrift, Bd. 235, 1982, S. 121-135

In die Theorie der Geschichtswissenschaft, ihre Methoden und die Interpretation historischer Quellen gibt es zahlreiche Einführungen, von denen jedoch keine alle Anforderungen an eine wissenschaftlich fundierte und gleichzeitig lesbare Darstellung erfüllt. Eine Lektüreempfehlung kann hier deshalb leider nicht gegeben werden.

- Dr. Arnd Kluge
c/o Stadtarchiv Hof
Unteres Tor 9
95028 Hof

● Rückblick auf die Jahreshauptversammlung am 16. März 2000

Den Teilnehmern an der Jahreshauptversammlung, die nun schon zum drittenmal im Vereinshaus der Kortum-Gesellschaft Bochum e.V. im Alten Stadtpark, Bergstraße 68a stattfand, legte der 1. Vorsitzende, Eberhard Brand, einen umfangreichen Geschäfts- und Tätigkeitsbericht für das vergangene Jahr vor.

Auch für das Jahr 2000 sind wieder zahlreiche Programmpunkte vorgesehen, die zur Teilnahme und auch zur Mitarbeit anregen. Nähere Angaben finden sich im Programm-Ausblick 2/2000 auf der vorletzten Seite.

Frau Dr. Darmstadt bietet an, für eine Ausstellung im Foyer des Vereinsheims Material über Bochumer Kirchen zur Verfügung zu stellen.

Sie weist auf eine Dissertation einer Pharmazeutin über C. A. Kortum hin. Die Verfasserin ist bereit, zu gegebener Zeit eine Vereinbarung zu treffen, wie die Kortum-Gesellschaft davon Gebrauch machen kann.

Es wird vorgeschlagen, mit einer schriftlichen Darstellung der Tätigkeit der Kortum-Gesellschaft an die Öffentlichkeit zu treten und Mitglieder zu werben.

Im letzten Jahr beklagte die Kortum-Gesellschaft den Verlust der Mitglieder *Dr. Herbert Hubrich, Otto Pelka, Alfred Schäfer, Betti Schlüter, Erich Schmidtbochum und Marga Schwarz*, die 1999 verstorben sind.

Der Vorsitzende erinnerte auch an zwei Heimatfreunde außerhalb der Kortum-Gesellschaft, die im letzten Jahr verstarben, nämlich Carl-Friedrich Beckmann, der sich als langjähriger Vorsitzender des Heimat- und Bürgervereins Wattenscheid große Verdienste erworben hat, und Dr. Heinrich Andreas Schroeteler, dessen Gedenken eine Reihe von Kunstwerken im Bochumer Raum, unter anderem eine Kortum-Büste, wachhalten. In seinem Atelier auf dem ehemaligen Gelände der Zeche Lothringen in Gerthe

ist beispielsweise der Abguss der Laokoongruppe in der Kunstsammlung der Ruhr-Universität entstanden, und sogar die Bugfigur „Albatros“ des Schulschiffs Gorch Fock, das auf einem früheren Zehnmarkschein abgebildet ist, stammt von ihm.

Der Vorstand wurde 1999 für drei Jahre gewählt, so dass in diesem Jahre keine Vorstandswahlen anstanden.

Das Beiratsmitglied Walter Gantenberg hat nach 14jähriger Mitarbeit das Amt aus persönlichen und gesundheitlichen Gründen niedergelegt. Der Vorsitzende dankte ihm nachdrücklich für seine Mitarbeit und erinnerte an die zahlreichen Exkursionen, Vorträge und Führungen, die er vorbereitet und geleitet hatte.

Abschließend wurde auf drei Druckschriften des Vereinsmitglieds Dr. Braumann hingewiesen, die zur Ansicht auslagen und beim Verfasser bestellt werden können. (gk)

● Ganz aus dem Häuschen Berichtenswertes von der Kortum-Gesellschaft

(hhh) Darüber haben wir und gefreut: Als Bundespräsident Rau vor wenigen Wochen zu Gast in Bochum war, gehörte unser Vorsitzender Eberhard Brand zu den wenigen „handverlesenen“ Gästen, die zum Mahl in der Gastronomie im Stadtpark geladen waren.

●
Dazu haben gratuliert: Anlässlich der Jahrtausendwende will das Historama Ruhr 2000 einen Rückblick auf das Industriezeitalter werfen und in einem großen Geschichtspanorama Revue passieren lassen. Im dazugehörigen Geschichtswettbewerb „... kein Thema. Bild und Gestalt des Ruhrgebietes“ des Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher ist unser Vorstandsmitglied Dr. Hans H. Hanke für sein Wirken in den letzten zwei Jahren einer der zahlreichen dritten Preise zuerkannt worden. Ein erster Preis wurde nicht vergeben.

●
Ende Juni hat die Kortum-Gesellschaft auf dem Historama-Geschichtsfest die Ausstellung „Wohnen im Denkmal“ gezeigt, die in Zusammenarbeit mit dem Kunstgeschichtlichen Institut an der Ruhr-Universität Bochum entstanden war und viel Beachtung fand.

●
Auch im Schaufenster unseres Heims im Stadtpark tut sich etwas. Wir haben Bochumer Künstler eingeladen, den zahlreichen Spaziergängern dort einige Werke zu zeigen. Micha-

el Ostermann hat den Anfang gemacht mit drei Werken unter dem Titel „Dahinterkommen“. Es folgte das ebenso friedliche wie zornige Triptychon Jan-Dirk Schultes, der mit schwarz-rot-gold übermalten Kollagen einen Beitrag zur Diskussion um bundesdeutsche Kriegseinsätze zeigte. Unser Mitglied Julia Schöning kümmert sich um die Auswahl der Exponate.

●
Unser Haus wird immer vollständiger. Jetzt sind auch Stühle und ein Tisch passend zum Interieur vorhanden. Den Tisch hat die Schreinerei Grimberg zu einem freundlichen Preis angefertigt, Stühle konnten wir im Handel finden.

●
Maßgeschneidert nach den im Park vorhandenen Beispielen ist auch unser neues Gitter am Haus, das einige hässliche Umstände ersetzt. Unser Mitglied Roland Zapf hat hier sein Handwerk für uns eingesetzt.

●
Schon vor einigen Monaten haben wir die umfangreiche Büchersammlung in die Regale gestellt, die uns Peter Rauwerda gestiftet hat. Wir müssen noch ein bisschen sortieren, doch dann haben wir eine Bibliothek, die sich sehen lassen kann. Das liegt auch an den Spenden mehrerer anderer Mitglieder, die immer wieder unsere Literatur mit wichtigen Werken ergänzt haben.

Zum guten Schluss möchten wir noch auf drei neue Veröffentlichungen hinweisen, die von Mitgliedern der Kortum-Gesellschaft geschrieben wurden:

Dietmar Bleidick

Die Hibernia-Affäre. Der Streit um den preußischen Staatsbergbau im Ruhrgebiet zu Beginn des 20. Jahrhunderts
Bochum 1999

Walter Gantenberg / Rolf Köhling / Wilhelm Spieker

Kohle und Stahl bestimmten ihr Leben. Der Bergbau im Wattenscheider Süden. Ein Beitrag zur frühindustriellen Entwicklung des Ruhrgebiets.
Essen 2000

Clemens Kreuzer

Langendreer-Werne zwischen Steinzeit und Gegenwart. Eine Siedlungsgeschichte des Bochumer Ostens.
Bochum-Langendreer 1999

Bitte besuchen Sie unsere Veranstaltungen:

Das Haus der Kortum Gesellschaft steht an der Bergstraße 68 a gegenüber dem Kunstmuseum Bochum.

Sie erreichen es auch mit den Buslinien 336, 353 und 354, deren Haltestelle „Alter Stadtpark“ direkt bei uns vor der Tür liegt.

● Programm-Ausblick 2 / 2000

Zum Redaktionsschluss für diese Ausgabe war es zu früh für feste Termine. Aber wir bereiten einiges vor, was wir Ihnen hier unverbindlich vorstellen können. Das endgültige Programm erhalten Sie rechtzeitig. Haben Sie Anregungen und Wünsche für die späteren Programme? Bitte geben Sie uns einen Hinweis!

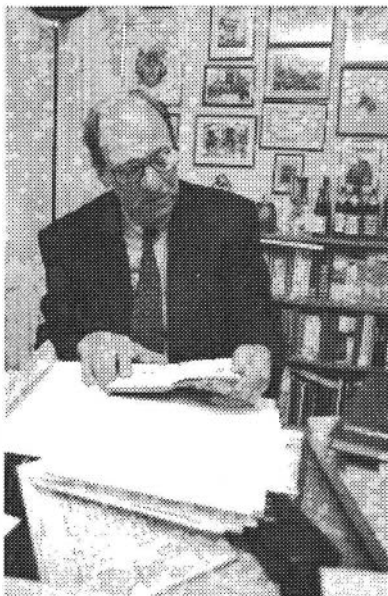
24. und 25. Juni

Historama-Ruhrgebiet, Zeche Zollverein, Essen-Karternberg, Gelsenkirchener Straße 181.

Die Kortum-Gesellschaft ist am Geschichtsfest auf der Zeche Zollverein mit einem eigenen Stand vertreten. Wir zeigen die Ausstellung „Wohnen im Denkmal“ und bieten ein Preisrätsel zur Ausstellung.

August

Unser „Botschafter des Bieres“ Klaus-Joachim Schlegel hat uns eine Führung durch die Union-Brauerei angeboten, dabei wird er auch das neue Archiv Westfälischer Brauereien vorstellen.



September

Am 10. September ist wieder der „Tag des offenen Denkmals“. Die Kortum-Gesellschaft wird gemeinsam mit Klassen unterschiedlicher Schulen eine Aktion beginnen, die zum Denkmaltag 2001 Ergebnisse zeigt: Denkmäler im Umkreis der Schulen sollen mit erklärenden Schildern ausgestattet werden und Rundwege daran entlang entstehen.

Die Untere Denkmalbehörde Bochum veranstaltet mit den Städten Witten, Hattingen, Wetter, Hagen eine Radtour als Sternfahrt entlang technischer Denkmäler.

Die 1925-1929 nach den Plänen von Wilhelm Kreis erbaute Sparkasse am Dr.-Ruer-Platz

hat einen qualitätsvollen Erweiterungsbaubau erhalten. Wir besichtigen beide Gebäude.

Oktober

Einen Dia-Vortrag über Bochumer Denkmäler hat uns Dr. Enno Neumann vom Stadtarchiv angeboten. Durch seine umfangreichen Forschungen auf diesem Gebiet wird hier viel Neues zu hören und zu sehen sein.

November

Bücher, die es dort nicht gibt, gibt es nicht. Die Bibliothek des Ruhrgebietes bietet seit 1999 Dienstleistungen auch für Heimat- und Regionalhistoriker an. Die 500.000 Bücher und ein großer Bestand an Archivalien müssen aber erst einmal in unser Bewusstsein rücken. Archivleiter Dr. Gustav Seebold hat uns zu einer Einführung eingeladen.

Dezember

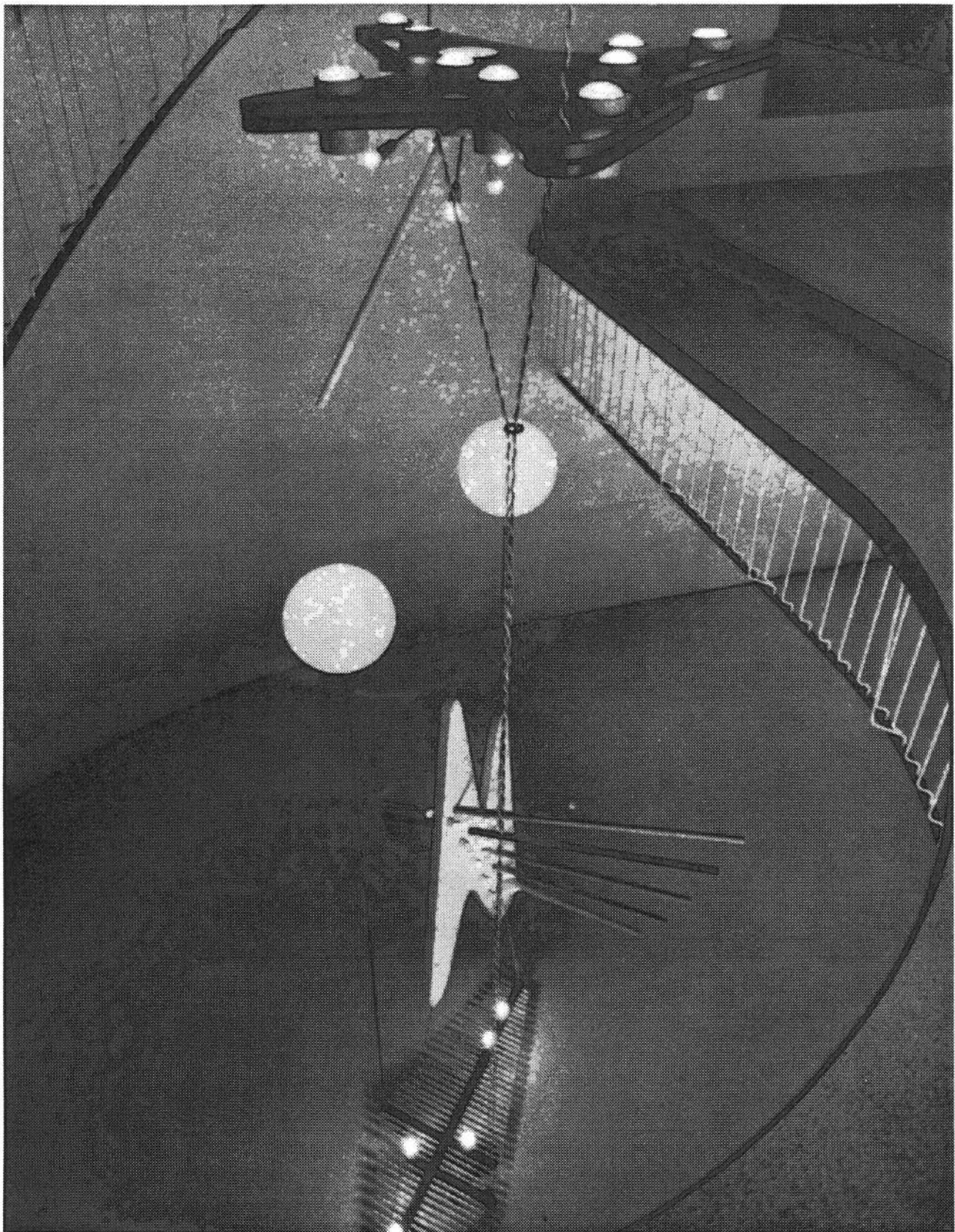
Es gibt viele Filme zur Bochumer Geschichte, die unterhaltsam und informativ sind. Wir wollen einige sehen.

Gesprächskreis zur Riemker Geschichte

Wir werden im April 2001 ein kleines Buch zur Riemker Geschichte herausgeben. Wer Lust hat daran mitzuwirken, kann an unserem regelmäßigen Treffen teilnehmen, deren Termine und Treffpunkte wir noch ankünden werden.

Wer noch Bücher, Postkarten und Fotos aus Riemke, Hofstede oder Bergen hat, würde uns sehr helfen, wenn wir sie für unsere Arbeit ausleihen könnten. Bitte melden Sie sich bei

● Herrn Dr. Hans H. Hanke, Tel. 0234 / 512191



Becker-Leuchte (mobile Großraumleuchte)
in der Heinrich-Böll-Gesamtschule an der Agnesstraße